

100 Jahre
Lutherkirchengemeinde
in Hannover



100 Jahre Lutherkirchengemeinde in Hannover
Erzählt und berichtet von
Pastor em. Gunter Nippold.

Angeregt und unterstützt von
Frau Ute Siebrecht
und
Diakon Alfons Hüttenmüller.

Veröffentlicht als kleines Zeichen des Dankes für
Frau Margarethe Nippold
und viele Freunde und Begleiter.

In der Mitte des Jahres 1898 wurde diese ev.-luth. Kirchengemeinde gegründet. Sie war die Antwort der Kirche auf die "Auf-füllung" des damit verbundenen Stadtteils Nordstadt mit Wohnun-gen und Wohnhäusern für Arbeiter, Angestellte, Geschäftsleute und Inhaber von Berufen, die eine akademische Ausbildung hinter sich gebracht hatten.

Nun wird diese Gemeinde im Sommer 1998 100 Jahre alt. Was die Geschehnisse in unserem Deutschland angeht, so hat sie auf die eine oder andere Weise teilgehabt an allem, was unser Volk er-leben mußte.

Gute Wünsche - mit ehrlichem Herzen! - hat es von vielen Seiten gegeben, als seinerzeit der Weg der Gemeinde begann. Ich denke an die vielen unbekanntten und namenlosen evangelischen Chri-sten, die sich mit Recht darüber freuten, daß nun auch in der Nordstadt Hannovers eine Kirche erbaut wurde. Ich erwähne an

dieser Stelle auch - und gerade! -, daß immerhin die letzte deutsche Kaiserin Auguste Viktoria mit einem Bibelgeschenk ihre Wünsche übermittelte. Ich tue das ausdrücklich deshalb, weil Erinnerungen in diese Richtung eben auch mit zu unseren Wegen gehören, vor allem dann, wenn sie aus einem ehrlichen und im besten Sinne des Wortes "frommen" Herzen kommen. Solche Erinnerungen schmälern in keiner Weise das fürbittende Gedenken, die tatkräftige Hilfe und das dankbare Miteinander der Menschen damals gewissermaßen "vor Ort".

Ich kann mir denken, daß die Gründung der Lutherkirchengemeinde und der Bau der dazugehörigen Kirche seinerzeit für deren Initiatoren eine Art von Demonstration gewesen sein könnte, nämlich eine Demonstration dafür, daß etwas "Kirchliches" in einer Art Neubaugebiet entstand. Denn auf der einen Seite - dem Stadttinneren mehr zugewandt - gab und gibt es die Christuskirche, die sozusagen "umhüllt" ist von der Tatsache, daß sie einer der letzten Kirchenbauten aus der Zeit des letzten hannoverschen Königs ist und als Patronatskirche des welfischen Königshauses besondere Beachtung oder Erwähnung genießt. Und auf der anderen Seite der Gemeinde - deren Gebiet sich bis in die Herrenhäuser Gärten erstreckt - gibt es dann Herrenhausen mit seiner Kirchengemeinde - Herrenhausen mit der Tradition des welfischen Hauses. Kein Wunder, daß bis in unsere Tage hinein die Lutherkirchengemeinde eine Nebenrolle des öffentlichen und auch kirchlichen Bewußtseins spielt - ein Tatbestand, der mich immer wieder neu in Ärger versetzt.

Also: Es wäre möglich, daß die Gründung unserer Lutherkirchengemeinde eine Demonstration neben zwei anderen "Schwestern" ge-

wesen sein könnte. Wenn ich mich bei solchen Gedanken verspekuliert haben sollte: Wie wäre es denn dann, wenn man solche Gedanken ernst nimmt? Frei nach dem Motto: Wir sind nicht schlechter als andere!

Ich komme zurück auf den schon geäußerten Hinweis darauf, daß unsere Lutherkirchengemeinde mit all ihren Gliedern an dem teilgenommen hat, was unser Volk im zu Ende gegangenen und gehenden Jahrhundert erfahren und erleben mußte. Und was war das alles! Zunächst einmal die Zeit des Beginns dieses Jahrhunderts mit einem großen wirtschaftlichen Aufschwung, an dem mehr oder weniger alle teilnahmen. Hatte es doch seit dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 keine Geschehnisse mehr gegeben, in denen Ehemänner, Väter, Söhne und Brüder aus dem Leben gerissen worden waren und die Angehörigen unsägliches Leid erfahren mußten. Und genau das brach auch über die noch junge Lutherkirchengemeinde in den Jahren 1914-1918 hinein - im 1. Weltkrieg. Wie groß der Schmerz und das Leid waren, das weiß ich im einzelnen nicht. Aber ich habe noch die Hinterbliebenen von damals gesehen, ich habe ihnen zugehört, und ganz vereinzelt, aber immer weniger werdend, leben sie noch unter uns. Sie erinnern uns an jene Zeit und auch daran, wie sie damals geweint und gebetet, vielleicht auch an der Güte und Gnade Gottes gezweifelt haben, den sie zu der Zeit nicht mehr verstehen konnten, obwohl sie ihn doch in den Gottesdiensten feierten. (Und wenn sie nicht mehr unter uns weilen, dann sind es die Namen der Toten aus dieser Zeit, die im Vorraum unserer Kirche festgehalten sind und uns zur Besinnung rufen.)

Hinzu kam die totale innere Veränderung, die in unserem Volk vor sich ging, und die auch wieder verkräftet werden mußte. Ich meine den Verlust des Krieges und das grauenhafte "Umsonst" aller gebrachten Opfer, ich meine die Inflation mit dem wirtschaftlichen Niedergang und den gescheiterten Existenzen, deren Geschick uns alle bis heute beschäftigt und in Angst hält, und ich meine damit auch die Veränderung in unserem Staat vom Kaiserreich bis zur Republik.

An all dem nahm unsere Gemeinde in ihren Gliedern teil, und ich denke dabei an das Gemeindeleben, das keinen Schaden nahm; ich denke daran, daß es immer wieder treue Herzen und Hände gab, die sich freiwillig bereit fanden, Kranke zu besuchen, Einsame und Trauernde zu trösten und sich genauso bereitwillig freuten mit denen, die Freude am Leben hatten. Aber ich denke auch daran, daß den Menschen immer wieder die gute Nachricht von dem guten Gott gesagt wurde. Sie galt und gilt auch jenen, die an unserer Kirche vorbeigehen, ihr mit der Faust drohen und sie beschmutzen, ebenso wie sie denen gilt, die manchmal mit Gerichtsklage drohen, wenn sie sich durch das Geläut der Glocken gestört fühlen, obwohl sie mit dem langen Getöse ihrer kreischenden Musik die Nerven ihrer Mitmenschen arg und unzumutbar strapazieren.

Teilgenommen hat die Gemeinde an dem, was heute von jungen Leuten immer wieder kritisiert wird. Ich denke an die Ära Adolf Hitlers und an den 2. Weltkrieg von 1939-1945.

Um es gleich vorwegzunehmen:

Ich bin kein Richter über das Verhalten anderer Menschen, genauso wie ich es mir verbitte, daß mir jemand zu sagen hätte, ob ich mich falsch oder richtig verhalten hätte. Ich bin gerade dabei, wieder einmal die Geschichte jener Zeit zu lesen, wie sie von keinem Geringeren als Winston Churchill veröffentlicht wurde. Von ihm kann man lesen, wie fair Menschen im gegenseitigen Verstehen miteinander umgehen. Mehr als an einer Stelle seiner Bücher legt er Wert auf die Feststellung, wie schwer es ist, mit Gegebenheiten fertig zu werden, in die wir durch die Ungunst der Ereignisse so oder so geraten. Auch durch dieses finstere Tal sind die Menschen unserer Gemeinde hindurchgegangen und tun es noch. Wir wollen uns aber damit bescheiden, und das ist ja wohl der Sinn des Bestehens einer Kirchengemeinde, daß uns nach wie vor unverändert die gute Botschaft von der Liebe Gottes zu den Menschen weitergesagt wird, und wir auch darauf hören!

Das ist es, was ich zu der Zeit vor und während des 2. Weltkrieges zu sagen hätte. Es kann beliebig durch Erzählungen von Einzelschicksalen ergänzt werden. Ich habe diese Gemeinde in der genannten Zeit nicht erlebt, aber ich bin dankbar und froh, daß es sie gibt.

Aber dann ging es weiter. Der Krieg war verloren, vieles war zerstört, es war das eingetreten, was neu war im Gegensatz zu früher: Der Krieg hatte Wohnungen, Häuser und auch Kirchen zerstört. Er hatte nach dem Leben der Menschen gegriffen, der Menschen, für die die Soldaten an den Fronten standen, und die sie schützen sollten. Das war neu, liebe Leserinnen und Leser, das war auch neu für unsere Gemeinde. - Aber neu war auch, daß un-

ser Land geteilt wurde, und daß viele Menschen aus abgetrennten Teilen des Reiches hierher kamen, sei es als Vertriebene, sei es als Flüchtlinge. Das mußte verkraftet werden, nicht nur materiell, sondern auch innerlich; denn die Neuzugänge brachten ihre Gewohnheiten mit, die ganz andere Erfahrungen als Hintergrund hatten. Es waren Menschen, die ihre Heimat verlassen und sich nun neu zurechtfinden mußten in einer neuen und ungewohnten Umgebung. Sie brachten ihre Traditionen mit und kamen zusammen mit Menschen anderer Traditionen. Das war nicht leicht, weder für diejenigen, die sie aufnehmen mußten, noch für diejenigen, die das, was sie antrafen, irgendwie verkraften mußten. Da gab es viel an Reibereien, an Vorurteilen und auch an regelrechtem Zank und Streit. Ich wiederhole: Das war keine leichte Zeit in allen Teilen unseres Landes. Wir waren ja auch mehr oder weniger "zusammengedrückt" worden auf einen kleineren Teil unseres Landes, und der ehemalige Feind stand in unterschiedlicher Weise, wie sie ihm durch seine eigene Geschichte und durch den Kampf mit unserem Volk mitgegeben war, im Lande und wachte strengstens über uns, und er war dabei oft durchaus gleichgültig gegenüber unseren Problemen.

Auch das gehört mit zu dem, was die Lutherkirchengemeinde verkraften mußte und tatsächlich auch verkraftet hat.

Und genau dieses ist die Stelle, an der gesprochen werden muß und auch darf von der großartigen Leistung all derer, die beim Gelingen des neuen Miteinander geholfen haben. Ich denke an das gelungene Werk aller der Menschen in dem von den Westmächten besetzten Teil Deutschlands, die uns Vertriebene und Flüchtlinge aufnahmen, und bedanke mich - denn ich war ja einer von

denen - dafür, und werde dieses Werk nicht vergessen; denn Anspruch darauf hatte ich gewiß nicht; aber ich habe mein Tun und mein Können immer wieder verstanden als Zeichen des Dankes, wenn es überhaupt möglich ist, diesen abzustatten. Ich zögere aber auch nicht, mich zu der heilbringenden Macht Gottes zu bekennen, der auf diese Weise eben auch das tat - nämlich uns wieder aufrichtet und uns weiterführt.

Gesprochen werden muß jetzt vom Neuanfang des Gemeindelebens nach dem Kriege. Die dazu erforderlichen Angaben sind aus berufenem Munde bereits vorgestellt worden. Gemeint sind damit die Aussagen über die personelle Ausstattung der Kirchengemeinde, die Kirchenvorsteher, Mitarbeiter und Pastoren betreffend. Es gibt unter uns noch genug "Zeitzeugen", die darüber berichten können, und die immer noch zum Stamm derer gehören, die das gottesdienstliche Leben mittragen. Es gibt sie aber auch noch, wenn auch in zunehmenden Maße an Zahl geringer werdend, die von Haus zu Haus gehend die Menschen aufsuchten, und das nicht nur um Spenden zu sammeln, die in jener Zeit sicherlich großzügiger flossen als heute, sondern um ganz einfach die Menschen zu besuchen, um ihnen die Gewißheit zu geben, daß sie nicht vergessen sind.

Es liegt mir fern, Personen aufzuzählen oder zu beschreiben, welche Veranstaltungen neben den Gottesdiensten geschehen, und die ein absolut lebendiges Gemeindeleben dokumentieren.

Aber zwei Dinge, die die Gemeinde entscheidend geprägt haben, müssen als Ereignisse von herausragender Bedeutung genannt und bedacht werden. Das jedenfalls ist mein Eindruck über die Be-

richte, die mich aus jener Zeit erreichten, und in deren Rahmen ich meinen Weg seit meinem Dienstantritt im Jahre 1964 konsequent weitergegangen bin.

Ich rede zunächst vom Wiederaufbau unserer Kirche. Schwere Wunden waren ihr buchstäblich noch gegen Ende des Krieges zugefügt worden. Sie sind heute noch erkennbar; denn man hat sie mit Absicht erhalten lassen - als Erinnerung und Mahnung. Ich denke daran, wie sich freiwillige Helfer auf den Weg gemacht haben, um mit sogenanntem "Bausteinen"-Schutt im wahrsten Sinne des Wortes am Aufbau mitzuwirken. Ich denke daran, mit welcher Begeisterung dieses nicht leichte Werk geschah, und ich höre sie noch heute, nämlich die Stimmen derer, die längst nicht mehr unter uns weilen, die aber buchstäblich den Trümmerhaufen der Kirche beseitigt haben, um auf diese Weise Raum für etwas Neues zu schaffen. Wie müssen sie gestrahlt haben, als sie erleben durften, daß die Kirche am 1. Advent 1957 wieder eingeweiht wurde. Gewiß, sie war nicht so ausgestattet wie früher, aber ich selbst kenne sie nun einmal nur so, und mein Dank gilt den vielen Helfern von damals! Und letzten Endes ist sie für viele Gemeindeglieder, die heute - nach dem Kriege - ihre Heimat hier gefunden haben, so - wie sie jetzt ist - ihre Kirche, in der sie sich ganz bestimmt wohlfühlen.

Im übrigen: Vergessen wir nicht die Opfer zum Wiederaufbau der Kirche derer, die sie fast nie oder kaum von innen gesehen haben, aber dennoch mit ihrer Hilfe - wie auch immer geartet - mit dazu beigetragen haben, daß diese Kirche wieder "funktionierte". Wenn sie selbst nicht zu sehen sind unter den sogenannten "praktizierenden" Christen, dann ist es doch ihr Wunsch,

daß in ihrem Wohnbereich ein solches Gebäude steht, gleichsam als Zeichen, auf das auch sie nicht verzichten wollen. Auch ihnen gilt Dank; sind sie vielleicht auch indirekt Werkzeuge der Gegenwart Gottes in diesem Teil unserer Welt.

Und da gibt es noch eine zweite Sache, die ich für jene Zeit des Neuanfangs in der Lutherkirchengemeinde für äußerst wichtig und nachdenkenswert halte. Ich meine damit die Einführung einer neuen Gottesdienstregelung, die übrigens in den 50er Jahren für die gesamte hannoversche Landeskirche beschlossen und verkündet wurde. Vielleicht wird dieser Hinweis bloß als eine innerkirchliche Maßnahme abgetan, also als eine Sache, die allenfalls für "Spezialisten" von Belang sein könnte. Ich widerspreche dem entschieden; denn zum einen wird eine Gottesdienstordnung immer erst im Nachhinein beschlossen, d.h., erst nachdem deren einzelne Teile in den Gemeinden vollzogen wurden. (Das hat es immer schon in der Kirchengeschichte gegeben, und so ist es auch heute, die Tatsache nämlich, daß hier eben nichts von sogenannten "Obrigkeiten" angeordnet und befolgt wird.) Und zum anderen stellt diese Gottesdienstordnung eine Gemeinsamkeit der den Gottesdienst Feiern den über weite Strecken und Länder hinweg dar, eine Gemeinsamkeit derer, die tief im Herzen etwas davon mitbekommen dürfen, daß sie nicht allein sind, sondern von einer großen "Wolke von Zeugen", um das Wort eines Lehrers der Kirche zu zitieren, umgeben sind. Allein die Vorstellung der Tatsache, daß keine Grenze imstande ist, diese gesungene und gebetete Gemeinsamkeit zu stoppen oder zu verhindern, dürfte ein Bild davon entstehen lassen, wie die Allgegenwärtigkeit Gottes auf diese Weise erfahren und erlebt wird.

Das war es also auch, was das Leben in der Lutherkirchengemeinde prägte. Und dazu gesellte sich ein gewaltiges Angebot von Gottesdiensten an Sonn- und Feiertagen wie auch an Wochentagen. Sie umfaßten das ganze Kirchenjahr vom 1. Advent bis zum Ewigkeits- oder Totensonntag, und es ist außerordentlich beklagenswert, daß die maßgeblichen Männer und Frauen in der evangelischen Kirche die Verhinderung der Abschaffung des zutiefst evangelischen Buß- und Bettages buchstäblich versäumt haben, **obwohl** ihnen die rechtlichen Mittel zu dessen Beibehaltung zur Verfügung standen. Ein offenes Geständnis der Schuld eigenen Versagens der dafür Verantwortlichen wäre hier dringend geboten und ein zutiefst christlicher Akt, falls man dafür überhaupt noch einen Sinn und das nötige Verständnis hat. Also: Das Angebot und der Aufruf zum Miteinander in unserer Kirche war lange Jahre gegeben und wurde auch bestimmt ausgiebigst genutzt.

Beinahe wäre ein wichtiger Hinweis verloren gegangen. Ich meine die Tatsache, daß in der Zeit vom Ende des Krieges bis zum 1. Advent 1957 Gottesdienste, Taufen und Trauungen im Saal des Gemeindehauses in der Callinstraße gefeiert wurden. Die "Saalkirche" war zu einem allseits bekannten und anerkannten Begriff geworden, und die Menschen nutzten sie. Bis zum heutigen Tag begegnen wir denen, die dort von Gottes Zuspruch Gebrauch gemacht haben. Sie sind auf ihre Weise Repräsentanten einer Zeit, in der Bescheidenheit angesagt war und in der erfahren wurde, daß Gottesdienst nicht unbedingt mit äußerem Prunk verbunden sein muß. Die "Saalkirche" war auf ihre Weise auch ein Markstein in der einhundertjährigen Geschichte der Lutherkirchengemeinde.

Daß bei der Erwähnung der Saalkirche auch der Kindertagesstätte im Gemeindehaus in der Callinstraße gedacht wird, das kann nicht ausbleiben. Von Anfang an setzten die Verantwortlichen der Lutherkirchengemeinde ihr ganzes Sinnen darauf, die Kinder in diesem Stadtteil Hannovers aufzufangen und zu betreuen. Wenn ich mich richtig erinnere, war es vor allem Pastor Hake, mein unmittelbarer Amtsvorgänger, der die damit verbundenen Maßnahmen nach dem Kriege vorangetrieben und veranlaßt hat. Auf jeden Fall ist hier viel Gutes geschehen und vollbracht worden. Dabei geschah diese Arbeit immer unter dem Gesichtspunkt der Aussage Jesu im Markus-Evangelium: Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht! Ich bin nicht sicher, ob dieser Denkansatz immer durchgehalten worden ist. Aber ich vertraue auf die Macht unseres Herren, der sich weder durch unsere absonderlichen Gedankengänge noch durch bloße, unverhohlene Verdrängungsversuche der Menschen aus dem Spiel treiben läßt. Dank gilt allen denen, die in dieser Verantwortung stehend, jahre- und jahrezehntelang ihren Dienst an den Kindern unserer Gemeinde getan haben!

Nach Ablauf der 50er Jahre hatten sich die Deutschen im wesentlichen von den Wirkungen des schwersten Krieges auf deutschem Boden erholt. Das betraf auch das Leben in unserer Lutherkirchengemeinde insofern, als - was die Menschen betraf - diejenigen, die die Last des Krieges als Soldaten, Leidtragende und auch schuldig Gewordene getragen hatten, begannen, von der Bühne des Lebens abzutreten. Betroffen davon waren aber auch die Menschen, die mitgewirkt haben beim Beseitigen der Trümmer und beim Aufbau des Neuen. Und die Kinder der Vertriebenen und Flüchtlinge begannen sich einzuleben im neuen Zuhause und ord-

neten sich ein in die Gewohnheiten und Traditionen in den Gebieten, in denen sie ihren Platz gefunden hatten.

Die staatlichen Mächte, die unser Land - jede auf ihre unterschiedliche Weise - immer noch unter Kontrolle hielten, hatten am Anfang der 60er Jahre dafür gesorgt oder es zugelassen, daß unser Land geteilt wurde - ohne freie Reisemöglichkeiten für die Menschen im Osten oder nur unter Lebensgefahr. Bis Anfang der 60er Jahre waren es aber immer noch 2 1/2 Millionen Menschen, die in den Westen kamen und eine neue Heimat fanden. Auch die Lutherkirchengemeinde war immer wieder Heimat für diese Menschen geworden.

Was die Beschaffenheit der Lutherkirchengemeinde angeht, so darf dieses festgehalten werden:

Etwa 15.000 evangelische Christen gehörten zu ihr; auf diese Weise war sie zur zweitgrößten Kirchengemeinde in Hannover geworden. Zur Betreuung dieser großen Zahl von Menschen standen viele freiwillige Helferinnen und Helfer zur Verfügung. Wieviele es tatsächlich waren, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt. Sie waren einfach da und haben sich dadurch als stille Boten des Evangeliums bewährt. Ihnen vor allem gilt unser Dank!

Dann gab es noch vier Pfarrstellen, von denen die erste nach den unerforschlichen Bestimmungen kirchlicher Behörden lange unbesetzt blieb und erst viel später die folgenden Stellen nachrückten. Tatsächlich waren drei Pfarrstellen besetzt, deren Inhaber Anfang der 60er Jahre die Herren Pastoren Hake,

Schneidewind und Fuchs waren. Die Gemeinde war damals aufgeteilt in die Pfarrbezirke Nord (Hake), Mitte (Schneidewind) und Süd (Fuchs). Alle drei Pastoren gehörten zur Kriegsgeneration und haben also vor dem Krieg ihr Studium absolviert. Alle drei waren keine Hannoveraner, sie kamen aus Friesland, Berlin und Westpreußen. Sie waren Offiziere und Soldaten der deutschen Wehrmacht und eben auch Kriegsgefangene gewesen. Ihre akademischen Lehrer waren durch die Kaiserzeit und Weimarer Republik geprägt, insofern war auch ihr Stil des Umgangs mit den Menschen um sie herum entsprechend geformt, so unterschiedlich sie als Personen waren.

Dazu kamen drei Gemeindegewerkschaften und Diakoninnen: Frau Schlagowsky, Frau Eichenberg und Frau Fallenberg, die sich mit den Pastoren die seelsorgerische Arbeit in den Bezirken, die Jugendarbeit sowie die Wahrnehmung des Konfirmandenunterrichts teilten.

Für die Kirchenmusik in ihren verschiedenen Gestaltungsformen trug Sigrid Matthai die Verantwortung, die an der Seite des späteren Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, Herrn Pastor Schneidewind, zusätzlich als Pfarrsekretärin tätig war.

Küster und Kirchenvogt war Herr Erhard Giesel, zuständig für die Grundstücke Kirche, Lutherkirche 11/12 und Callinstraße 26. Als Gemeindegewerkschaften amtierte Frau Hanna Helmker in der Callinstraße 26, als Bürovorsteher und Kirchenbuchführer war Herr Büge verantwortlich. Und schließlich waren Frau Reulecke - als Leiterin der Kindertagesstätte - und ihre Mitarbeiterinnen oft genug weit über die ihnen zustehende Arbeitszeit hinaus an der

Umgestaltung gemeindlicher Veranstaltungen beteiligt, wie überhaupt die Bereitschaft zur Hilfe unter den angestellten Mitarbeitern keine Grenzen kannte, ohne daß sie jemals mißbraucht worden wäre.

Dem Schreiber dieser Zeilen kommt so etwas wie Wehmut an, wenn er an jene Zeit "guter Besetzung" denkt, die letzten Endes auch ein Zeichen für den Wohlstand war - auch in der evangelischen Kirche. Aber sparsam waren wir trotzdem immer in vielen Dingen, und erst sehr spät - vielleicht zu spät - haben wir bemerkt, daß andere Kirchengemeinden von unserer Sparsamkeit Vorteile gezogen haben. Das war Anlaß für mich zu großer, manchmal sogar unchristlicher Wut, die ein Licht auf den verdammenswürdigen Zustand des Menschengeschlechtes wirft.

Am Ende dieses Teils unserer Betrachtung gilt Gedenken und Dank all den Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorstehern, die Zeit opferten und Mitverantwortung trugen für alles, was geschehen mußte. Sie haben manchmal gelitten unter den Pastoren mit ihren Fehlern und Schwächen; sie haben sich bestimmt auch der Kritik der Gemeindeglieder ausgesetzt und deren Unzufriedenheit mit dem, was in der Gemeinde geschah, und sie haben vielleicht die sogenannten "Hauptamtlichen" verteidigt, so gut es ihnen gegeben war. **Und** - sie waren auch manchmal einsam im mangelnden Verständnis für ihren Dienst im Kreise ihrer eigenen Familienangehörigen. Sie waren nicht bloße "Kopfnicker", wie böse Zungen es pauschal behaupten. Wenn ihnen nicht die Gabe der geschliffenen Rede gegeben war, dann haben sie mit tätiger Hand und helfendem Zupacken bestimmt manches gerade gebogen, was drohte, schief zu gehen. Daß sie dabei auch hin und wieder

"auf's falsche Pferd" setzten, das ist auch passiert, und damit müssen sie leben. Vielleicht konnten sie nicht anders; aber sie gehören dazu - zu unserer Gemeinde wie in allen Gemeinden.

Ich komme noch einmal zurück auf die Zeit nach dem letzten großen Krieg in Europa.

Da hat es vor und während des Krieges den Versuch gegeben, die Botschaft des Evangeliums aus dem Sinn unseres Volkes herauszutreiben. Die Anfänge dafür liegen einige Jahrhundert zurück. Die geistigen Väter und Mütter sind in allen Ländern Europas auszumachen. Davon ist an berufener Stelle besser berichtet worden, auch davon, wie mit regelrechten Gewaltmaßnahmen die Menschen und Einrichtungen gnadenlos verfolgt und vernichtet wurden. Ich rede von den treuen Christen aller Bekenntnisse und von den Kirchen. Ich bin mir dabei dessen wohl bewußt, daß auch auf der Seite der Christenheit schwere Verfehlungen die Feindschaft ihrer Gegner hervorgerufen haben. Aber ich bin nicht bereit zuzulassen, daß unwidersprochen jene Propaganda allein zu Worte kommt, derzufolge das Christentum in Kreuzzügen, Religionskriegen oder gar Hexenverbrennungen verwickelt war. Alles dieses ist längst überboten worden von den Untaten der Menschen, die im Namen einer falsch verstandenen Freiheit oder Gerechtigkeit anderen Menschen bis heute ihren Willen aufzuzwingen versuchen. Wer nicht mehr beten kann, weil man ihm den Namen Gottes aus dem Herzen gerissen hat, der wird zwangsläufig ersticken an den Mauern, die wir um uns und andere errichten, und da hilft es auch überhaupt nicht, wenn wir die Natur o.ä. zum Ersatz für den Schöpfer der Natur einsetzen!

Also: Von zwei Seiten her ist - mit den Worten der Bibel gesprochen - die Welt zum Angriff gegen das Evangelium angetreten, und das hat Millionen von Menschen das Leben gekostet. Ich meine den Kommunismus und den Nationalsozialismus. Ich denke aber auch an den Liberalismus bis in unsere Tage hinein, der der hemmungslosen Selbstverwirklichung der Menschen das Wort redet und dabei jeden Anstand und jede Achtung vor den Mitmenschen vermissen läßt.

Nach dem letzten Krieg gab es in weiten Kreisen unseres Landes eine Neubesinnung auf den Glauben als Antwort der Menschen auf den Zuspruch Gottes.

Dies äußerte sich unter anderem auch darin, daß ehemalige Soldaten in den wiedereröffneten Universitäten mit dem Studium der Theologie begannen, und zwar in den beiden großen Konfessionen. Ihre akademischen Lehrer waren nun nicht mehr jene ehemaligen Lehrer aus der Kaiser- oder Weimarer Zeit - es waren nicht minder gebildete Wissenschaftler, die im Kriege ihren Mann standen, und die als sogenannte "kleine" Gemeindepfarrer ihren Dienst in der Mitte ihrer Gemeinde getan hatten. Und es waren Lehrer, die etwas von der verfolgten Christenheit erfahren hatten, und das nicht nur aus historischen Büchern vergangener Zeiten. Es war ein Glück zu Füßen dieser Lehrer zu sitzen, ihnen zuzuhören oder mit ihnen in Seminaren zu arbeiten. Sie sind meines Wissens inzwischen in ihrer Mehrheit längst heimgekehrt zu dem, von dem sie gelehrt hatten. Aber ohne sie hätte ich meinen Dienst an den Menschen, an die ich als Gemeindepfarrer gewiesen war (so ist es in der Einführungsformel für einen Pastor formuliert), nicht tun können. Sie waren es zum

Beispiel, die einem jungen Menschen wie mir den Weg zum Studium öffneten, obwohl er sozusagen nicht "rechtzeitig" konfirmiert wurde. Sie waren es, die mich gleichsam "versuchsweise" in das Studium begleiteten, mich, der ich vorher nicht im Traum daran gedacht habe, das Amt eines Pastors auszuüben. Das war im Westen unseres Landes möglich, während im Osten von Anfang an eine bestimmte Auswahl vorgenommen wurde, was die Herkunft der Studenten in allen Fächern, also auch in dem Fach Theologie, betraf. Und von Beginn des Studiums an - auch wiederum in allen Fächern - gehörte die Lehre vom Marxismus-Leninismus als einzige richtige Wissenschaft zum Studium, gleichviel, welche Fächer studiert wurden, denn sie war nicht nur eine "Beigabe", sondern ein Prüfungs- und Examensfach. Insofern ist es kein Wunder, daß davon viele Theologen und spätere Pastoren geprägt wurden. Atheismus und Theologie: Als ob diese beiden Fächer zusammen harmonierten! Eines geht doch auf Kosten des anderen. Auch diese Tatsache muß einem bekannt sein, wenn man sich sehr schnell Urteile bildet, denn meiner Meinung nach ging es dabei zu Lasten der biblischen Botschaft.

Was mein ganz persönliches Schicksal angeht, deren Kenntnis ich für mein Verständnis der Amtsausübung als Gemeindepastor für wichtig halte, so sei dies in kurzen Angaben mitgeteilt:

Geboren 1929 in Erfurt, in einem Elternhaus ohne jede kirchliche Bindung, 1943 nicht konfirmiert - aus eigenem Entschluß als Hitler-Junge. 1945 Musterung durch die Wehrmacht mit Rückstellung, dann aber doch noch Ausbildung für Volkssturm IV, beendet durch amerikanische Besetzung im April 1945.

Abitur 1947 im Juni in Erfurt bestanden, ursprünglicher Berufswunsch: Studium der Geschichte und alter Sprachen.

Dann wiederholte Begegnungen mit Pastoren in Gesprächen und dabei Jugendarbeit der liberal-demokratischen Partei in Erfurt. Erstes Semester Theologiestudium - April bis Juni 1948 - in Berlin, September 1948 bis Januar 1954: Von sowjetischer Geheimpolizei wegen Spionageverdacht verhaftet und verurteilt, Januar 1954 amnestiert, obwohl zu 15 Jahren verurteilt (am 4. Juni 1992 durch Verfügung der russischen Generalstaatsanwaltschaft rehabilitiert).

Studienneubeginn Mai 1954 in Bethel, dann in Göttingen und schließlich in Münster. 1959 Erstes theologisches Examen, ein Jahr Vikariat in Schloß-Neuhaus bei Paderborn, Advent 1960 Ordination zum Pastor in Versmold/Westfalen, dann erste Pfarrstelle in Ummeln/Brachwede/Westfalen bis 1964. Seit 1960 verheiratet und einen Sohn.

Das ist in dürren Angaben das, was ich sozusagen bei meinem Dienstantritt in der Lutherkirchengemeinde in Hannover mitbrachte, deren Geschichte bereits von mir erzählt wurde, und in der ich mich nun durch eigenen Willen zurechtfinden wollte.

Übrigens: Zum Advent 1953 wurde ich in einem Gottesdienst in der Strafvollzugsanstalt Torgau/Elbe konfirmiert, und das auf Veranlassung der evangelischen Kirche durch einen Anstaltsgeistlichen. Dafür durfte ich mit meinen Zellengenossen ein Sonderpaket von 3 kg erhalten und verzehren.

Und dann: Mein Erfurter Gemeindepfarrer legte mir nahe, die Bibel zu lesen, und das Tag für Tag und manchmal Nacht für Nacht. Es ist kaum vorstellbar, wie ich davon für mein späteres Studium profitierte, und wie sehr ich begriffen habe, was die Bibel für die Welt und die Menschen bedeutet.

Am 1. Advent 1963 wurde Herr Pastor Hake im Gottesdienst in unserer Lutherkirche in den Ruhestand verabschiedet. Damit begannen die ersten Schritte zu einem Generationswechsel in der Gemeinde, die sich langsam, aber doch irgendwie auf Dauer, spürbar machten.

Die beiden verbliebenen Pastoren, Fuchs und Schneidewind, von denen der letztere auch die Leitung des Kirchenvorstandes übernommen hatte, waren bestrebt, einen an Jahren jüngeren Pastor (Pastorinnen gab es damals noch nicht) für die freigewordene Pastorenstelle zu gewinnen. Die Verfassung der Landeskirche von Hannover bestimmte, daß die Pastorenstellen im Wechsel durch Ernennung durch den Landesbischof und durch Gemeindewahl zu besetzen seien. Da Pastor Hake durch Gemeindewahl bestimmt worden war, mußte nunmehr seine freigewordene Stelle durch bischöfliche Ernennung besetzt werden; aber auch das geschah nicht ohne eingehende Beratungen mit dem Kirchenvorstand. So wurde also die freigewordene Pfarrstelle Pastor Hakes zur Wiederbesetzung freigegeben; und Bewerber dafür konnten sich melden. Das war bundesweit damals möglich, d.h., daß die Pfarrstellen über Landesgrenzen hinweg angeboten wurden. Dabei war die Zahl der Bewerber und die Zahl der Stellen einigermaßen deckungsgleich, wie es etwa dem Bestand an kirchlich gebundenen evangelischen

Christen entsprach, und so gab es eben auch immer wieder einmal einen Wechsel von einer Landeskirche in die andere.

Es wird mir immer unerfindlich bleiben, wie es geschehen konnte, daß - wie jetzt - ein regelrechtes Gedränge auf Pastorenstellen einsetzte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieses mit einer gewachsenen Christlichkeit oder Gläubigkeit der Menschen zusammenhängt oder mit einer verstärkten Attraktivität des pastoralen Dienstes, wo es doch zum Zeitgeist gehört, daß die Menschen zunehmend die Kirche verlassen, aus welchen Gründen auch immer. Liegt es - so frage ich mich - an der Möglichkeit, überhaupt etwas zu studieren, oder liegt es daran, daß der eigentliche Sinn dieses Dienstes - nämlich Seelsorge und Verkündigung des Evangeliums - zugunsten irgendwelcher "Weltverbesserungsideen" und Ausverkauf an sehr diesseitige Weltanschauungen zurücktreten mußte? Diese Frage bewegt mich und läßt mich nicht in Ruhe, vor allem im Blick darauf, daß gerade unsere evangelische Kirche anfällig ist und bleibt für zutiefst kirchenfremde Einflüsse, von welcher Seite sie auch immer kommen werden und auch oft genug gekommen sind, wie jedermann weiß, der seine Kirchengeschichte studiert und hoffentlich auch gelernt hat.

Wir werden es jedenfalls nicht ändern! Kirche lebt vom Dienst der Pastoren in ihr. Sie sind es, die dafür gerade zu stehen haben, was sie zu sagen und zu verbreiten haben. Darauf blicken die Menschen und das wird leider allzu oft übersehen - darauf blickt der, in deren Auftrag sie Dienst tun. Daß das manchmal schwer und schmerzlich ist, das ist bekannt; aber unerheblich ist es nicht, wie ich mein Leben führe in diesem Dienst. Ent-

scheidend ist, daß jedermann weiß, daß ich mich wenigstens mühe und auch die mir anvertrauten Menschen in diesen ihren Mühen ernst nehme.

Geschichten und Erlebnisse während meiner 30jährigen Dienstzeit als Pastor in der Lutherkirchengemeinde (1964-1994)

Erste Eindrücke

Freigegeben war ich zur Bewerbung auf eine andere Pastorenstelle. Also machte ich mich mit meiner Frau auf die Suche nach einer Gemeinde in einer Stadt, denn der Dienst auf dem Lande hatte sich für uns als kaum ergiebig erwiesen. Hinzu kam, daß aus dem ganzen Bundesgebiet Möglichkeiten für die Besetzung von Pfarrstellen angeboten wurden. Nur: Wir hätten u.U. die Landeskirche wechseln müssen, wenn wir eine neue Pfarrstelle besetzen wollten. Damit verbunden war natürlich ein verstärkter bürokratischer Aufwand. Der wurde nötig, als ich Westfalen verlassen wollte, um nach Hannover zu gehen. Der "normale sterbliche evangelische Christenmensch" hat ja keine Ahnung davon, in welch schwieriges Gestrüpp er sich bei einem solchen Schritt begibt. Da hat man es tatsächlich zu tun mit dem Vorhandensein kirchlicher Ordnungen, Gesetze und Traditionen, die aus früheren Jahrhunderten stammen. Es geht dabei um Kirchengrenzen, die sich aus den deutschen Ländern und Fürstentümern herleiten, und die offensichtlich um kaum einen Preis der Welt zu ändern sind. Ganz zu schweigen von dem verwaltungstechnischen Aufwand, der mit diesem Zustand einher geht, und dessen Kosten dementsprechend hoch sind. Wer das kennenlernt und dem ausgeliefert ist, der ist nur zu leicht versucht, ärgerlich zu werden über stän-

dige Stellenstreichungen auf der Ebene der Gemeinden bei gleichbleibendem Erhalt von mehreren, oft parallel laufenden Verwaltungen.

Also: Es geschah, daß ich erstmals von der Existenz einer Lutherkirchengemeinde in Hannover hörte, und zwar Anfang 1964, abgedruckt im Deutschen Pfarrerblatt als Besetzungsangebot. Hannover war mir aus der Erdkunde und Geschichte bekannt, und wir fuhren daran immer vorbei, wenn wir unsere Verwandten in der Lüneburger Heide besuchten. Es war meine Frau, die mich auf dieses Angebot hinwies. Sie kannte Hannover als gebürtige Lüneburgerin, und die beschriebene Lage der Pfarrerwohnung als in der Nähe der Herrenhäuser Gärten verstärkte das Bedürfnis nach einer Besichtigung der örtlichen Gegebenheiten.

Mir war klar, daß ich es - wenn ich diese Stelle annähme - mit Menschen der Großstadt zu tun bekommen würde, was mich neugierig machte. Ein Stadtmensch ist für mich ein liberaler, toleranter Zeitgenosse, der einen weiten kulturellen und zivilisatorischen Horizont sein eigen nennen darf - von negativen Ausnahmen abgesehen. Aber was mich geradezu am Dienst in der Großstadt reizte, war der Hinweis auf die sehr unterschiedliche soziale Beschaffenheit der Gemeinde, die das weite Feld von Arbeitern, Angestellten, Studenten, Geschäftsleuten bis zu Akademikern abdeckte. Es war nur folgerichtig, daß im Zusammenhang damit auch die Bereitschaft und Fähigkeit eines Bewerbers eingefordert wurde, eine ganze Palette von Begabungen an Frauen, Männer, Kinder und Familien einzubringen, wenn es um den großartigen Dienst des Pastorenamtes ging. Genau das reizte mich zu einem ersten Kennenlernen, wobei Pastor Schneidewind

der Partner für diese Begegnung war, der offensichtlich von Anfang an auf uns zuging, nicht zuletzt wegen des noch jungen Jahrgangs, den wir vertraten. Einem üblichen Brauch folgend, habe ich mich nicht um die Kenntnis anderer Bewerber bemüht.

Vielleicht ist es noch wichtig darauf hinzuweisen, daß Pastor Schneidewind in einem seiner ersten Briefe darauf hinwies, daß es in der Lutherkirchengemeinde üblich sei, daß die Pastoren ihren Dienst wirklich bis zu ihrer Pensionierung durchhielten. Das gehöre zur Treue der Gemeinde gegenüber. Ich gestehe, daß diese Gedanken mir durchaus entgegen kamen, vor allem deshalb, weil ich persönlich Jahre lang keinen Platz hatte, den man als Heimat bezeichnen konnte.

Am 16. Februar 1964 fuhren meine Frau und ich zu einem ersten Gespräch nach Hannover. Es war ein grauer Tag, an dem man normalerweise zuhause zu bleiben pflegt. Der Weg führte auf der Autobahn von Bielefeld zur Abfahrt Hannover-Herrenhausen und von dort zur Callinstraße. Wir stellten fest, daß es mit der Ortsangabe "Nähe Herrenhäuser Gärten" stimmte. Um das Nächstliegende gleich zu nennen: Die zu erwartende Dienstwohnung traf auf die totale Zustimmung meiner Frau. Es waren einige Veränderungen nötig und möglich, die im Gegensatz zur heutigen Zeit mit Maß und Sparsamkeit vorgenommen werden konnten, wie überhaupt Sparsamkeit bis Ende 1994 in der Gemeinde sehr groß geschrieben wurde. Neu war nur die Tatsache, daß wir unseren VW-Käfer auf dem Hof abstellen konnten. (Erst Jahre später durften wir zusammen mit dem Küster Giesel eine Wellblech-Garage in Eigenleistung erstellen, mit der Auflage, sie bei Beendigung des

Dienstes wieder zu entfernen, und jährlich 1,-- DM als Anerkennungsgebühr zu entrichten.)

Das Gespräch mit Pastor Schneidewind verlief klar und knapp. Ich erinnere mich nicht, daß mir Auflagen gemacht wurden; ich würde schon merken - so erklärte er - wie die Dinge hier liefen, man käme ganz gut zurecht. Überflüssiges Gerede über andere Menschen fand nicht statt. Nicht ohne Hintersinn bot er mir eine Zigarette an, da er selbst auch noch rauchte. Als ich ablehnte, fragte er: "Das geschieht doch wohl nicht aus religiösen oder theologischen Gründen?" Ich konnte auf eine starke Erkältung hinweisen, worauf er meinte, daß wir dann doch wohl einen Armagnac trinken konnten. Es kam ihm wohl darauf an deutlich zu machen, daß er keine Fanatiker im Pastorenamt schätzte. Er war es ja auch nicht, wenn er auch sonst keinen Zweifel daran ließ, daß jedermann wissen konnte, woran man mit ihm war.

Und dann kam ein kurzer Gang durch die Rehbockstraße zur Kirche, und angesichts des Wetters war der dadurch vermittelte Eindruck nicht besonders ermutigend, aber los ließ uns dieser Eindruck nicht. Das war eigentlich alles, was zum ersten Kennenlernen nötig war. Dann erfolgte die Rückreise. Kurz darauf erfolgte ein Gegenbesuch seitens der Kirchenvorsteher der Lutherkirchengemeinde, Pastor Schneidewinds und des damaligen Superintendenten Vieth von der Christuskirche. Man besuchte den von mir gehaltenen Gottesdienst, wobei heute gesagt werden kann, daß Pastor Schneidewind diesen Besuch vorher ankündigte, obwohl das verboten war, aber es war fair mir gegenüber.

Am 2. August 1964 mußte ich mich der Lutherkirchengemeinde im Gottesdienst vorstellen. Ich hatte mich auf den hannoverschen Gottesdienst umzustellen insofern, als ich mehr Sing-Teile absolvieren mußte, was aber zu gelingen schien.

Und schließlich - nachdem es keine Einwände gegen meine Ernennung gegeben hatte - kam es zu meiner Einführung am 13. September. Es war ein eindrucksvoller Tag, wie man sich denken kann. Ich hatte nach vielen Wegen und Umwegen mein Ziel erreicht, und das sozusagen an der Hand meiner Frau. Und - ich durfte vom ersten Tage an zusammen mit meiner Frau und unserem Sohn Thomas erfahren, daß wir ein neues Zuhause im wahrsten Sinne des Wortes gefunden hatten. Neugierig auf uns waren natürlich die Mitarbeiter, ferner - und wohl am meisten - die Konfirmandinnen und Konfirmanden, die ich von nun an zu unterrichten hatte.

Zeit zum Nachdenken blieb mir nicht, denn es ging gleich los mit Beerdigungen, deren Durchführung man selbst in die Hand gelegt bekam. Ich vergesse z.B. nie, daß ich eine Trauerfeier in der Seelhorst zu halten hatte und mir während meiner Ansprache der Träger unmißverständlich deutlich machte, daß ich zu Ende kommen mußte, weil noch andere Feiern nach mir kämen. Allein an diesem Vorfall wurde der Gang der Dinge in der Stadt deutlich gemacht, und das auch wieder im Unterschied zum Land. -

An dieser Stelle muß einfach innegehalten werden, um den Dienstablauf eines Pastors zu schildern, wie er in einer Gemeinde wie der Lutherkirche vollzogen wird. Da gibt es zunächst die gewissenhafte Vorbereitung für den Gottesdienst, deren Mittelpunkt nach evangelischer Tradition die Predigt ist, d.h.

Verkündigung des Bibeltextes für den betreffenden Sonntag. Es wird nicht - wie oft fälschlich vermutet wird - die Vorjahrespredigt wieder abgelesen. Dazu gehört:

1. Das genaue Studium des Alten und Neuen Testaments in den Ursprachen des Hebräischen und des Griechischen.
2. Die Kenntnis des Nachdenkens der Väter und Mütter des Glaubens in der Geschichte der Kirche unter Zuhilfenahme des Lateinischen.
3. Der wache Blick auf die Gedanken der Gegenwart und ihrer Menschen.
4. Das Wissen um die Gemeinde, die sich unter der Kanzel - z.B. der Lutherkirche - versammelt, und die ein Recht darauf hat, daß ihr die Botschaft der Heiligen Schrift bestmöglich vorbereitet dargeboten wird, oder daß - um es mit den Worten des Glaubens zu sagen - Jesus selbst als Sohn Gottes unter sie tritt und ihr die Gewißheit gibt, daß Gott niemanden allein läßt, was auch immer in seinem Leben passiert, oder wie er selbst Schuld auf sich läßt.

Der zu Beginn meines Dienstes in der Lutherkirchengemeinde - etwa Mitte der 60er Jahre - mit Regelmäßigkeit ausgeübte Brauch war ein breit gefächertes Angebot an Gottesdiensten und Andachten, das in dieser Vielzahl nicht mehr vorhanden ist. Allein die geschilderten Vorbereitungen auf diese Dienste und dazu die entsprechenden Vorbereitungen auf Trauungen, Taufen und Trauerfeiern füllen die Zeit des pastoralen Dienstes völlig aus. Dazu

kommt der Konfirmandenunterricht und die Pflicht, die Gemeindeglieder einfach zu besuchen. Jawohl: Besuche wurden ganz groß geschrieben, und deren Betonung war in jenen Jahren ein **Muß** der Pastoren. Die Menschen - egal, wie nah oder weit entfernt sie der Kirche standen - mußten wissen, daß sie nicht alleingelassen durchs Leben zu gehen brauchten, auch dann nicht, wenn sie ihre Ablehnung der Kirche gegenüber oft genug kundtaten. In solchen Fällen kann es nicht von Nachteil sein, einfach zuzuhören, wie auch Jesus zugehört hat. Es ist nicht der Auftrag der Botschaft des Evangeliums zu belehren - schon gar nicht als Pastor. Sollte man sich jedoch dazu hinreißen lassen, dann hat man Menschenseelen auf dem Gewissen, meistens zerstört. Und damit muß man ganz allein zurecht kommen. - Die Leserin und der Leser mögen also erkennen, wie vielfältig ein Dienst in einer Gemeinde wie der Lutherkirche ist; er oder sie müssen vielleicht aber auch erkennen, mit welcher Freude dieser Dienst getan wurde - und das von Anfang an! Die etwas saloppe Antwort auf gelegentliche Fragen, wie unsereins sich fühle, die da lautete: "Wir fühlen uns s..wohl!" hörte sich zwar befremdlich an, aber sie kam gewiß aus ehrlichem, freudigem und dankbaren Herzen. - Sicher, die mentalitätsbedingte Reserviertheit des Hannoveraners konnte manchen allzu forschen und voreiligen Weg des mitteldeutsch geprägten Zeitgenossen ein wenig abbremsen; aber das konnte eher hilfreich sein und hatte ganz bestimmt nichts mit Ablehnung zu tun. Es war eben eine liberale und im ganzen tolerante Atmosphäre, die einen umgab. -

Der Leserin oder dem Leser dieser Zeilen wird sicherlich klar, daß angesichts dieser breiten Fülle von Diensten nun wirklich kein Raum mehr ist für Tätigkeiten außerhalb des kirchlichen

Raumes, sei es im politischen Raum oder für Stellungnahmen aller Art. Ein Gemeindepastor geriete sonst nur zu schnell in den Sog bestimmter Einseitigkeiten und versäumte den Dienst an allen Menschen in der Gemeinde, egal, welche Meinung sie haben oder welche Stellung sie bekleiden. Ihnen allen ist der Pastor anvertraut oder sie ihm; gerade in der Zusammensetzung der Lutherkirchengemeinde wird das gewissermaßen hautnah vor Augen geführt. -

Schulisches Intermezzo

Es gehörte mit zum Dienst der jüngeren Gemeindepastoren in Hannover, daß sie sozusagen verpflichtet wurden, an Oberschulen Religionsunterricht zu geben. Der damalige, sehr rührige Schulpastor Kühne, der auch noch Schloßprediger war, setzte seinen ganzen Ehrgeiz ein, immer wieder Pastoren für den Schuldienst zu gewinnen, wobei das Wort "gewinnen" einen Euphemismus darstellt. Besser gesagt: Er verpflichtete uns ohne Hemmungen zum Schuldienst. Einsprüche oder Bedenken gab es nicht; die Dinge wurden per Telefonanruf ohne bürokratische Zwischenschaltungen geregelt, und der Hinweis auf den biblischen Missionsbefehl Jesu Christi am Ende des Matthäus-Evangeliums tat dazu ein Übriges.

Abgesehen davon bestand zwischen dem Schulpastorat und sämtlichen Direktoren der höheren Lehranstalten eine hervorragende und verständnisvolle Zusammenarbeit mit nachhaltiger Förderung und Unterstützung des Religionsunterrichtes. Man lernte das Miteinander in den Schulkollegien kennen, man wurde in den oberen Klassen geradezu gnadenlos zum Nachdenken über Fragen des

Glaubens gezwungen, und - es gab ihn - nämlich den Test, wie lange man den Kopf einzöge und sich alles bieten ließe, weil sich dieses für einen Pastor wohl zu gehören schien. Der Test wurde bestanden, dergestalt, daß der ihn provozierende Schüler in das Klassenbuch eingetragen wurde. Seitdem waren die Grenzen abgesteckt. Danach gab es immer wieder gute Begegnungen mit dem betreffenden Schüler mit beiderseitigem Verstehen und Hochachtung. Übrigens: Die Pflichten eines Schulpastors z.B. in einer Schule wie dem Kaiser-Wilhelm-Gymnasium bestanden auch in der Teilnahme an Lehrerkonferenzen, in denen es oft genug um das Verbleiben von Schülern auf der Schule ging. Der heutige Zeitgenosse wird es nicht für möglich halten, wenn er erfährt, wie sehr sich als "autoritär" oder "reaktionär" bezeichnete Direktoren buchstäblich bis an den Rand ihrer Kräfte dafür einsetzten, um Kinder an der Schule zu halten, trotz völlig deformierter Verhältnisse in sogenannten "guten" Familien.

Was hatte das mit dem Dienst in der Lutherkirchengemeinde zu tun? Es wurden Verbindungen geknüpft, die jungen Menschen weiterhelfen konnten. Und das bedeutete schon etwas!

Schade, daß ich aus gesundheitlichen Gründen diese Tätigkeit abbrechen mußte. Aber es war eine fruchtbare Zeit - auch für unsere Gemeinde. Bis 1981 erreichte mich in größeren Abständen immer wieder eine Anfrage vom Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, aber es wollte nicht gelingen. Was bleibt, ist die Tatsache, daß unser Sohn, unser einziges Kind, diese Schule besuchte und begriffen hatte, was ihm von dort mit auf den Weg gegeben wurde. Noch heute läßt er es sich nicht nehmen, zur alten Schule zu fahren, die so gar nicht mehr besteht.

Kindergottesdienste

Wiederholt erfuhren wir von den Kindergottesdiensten der Lutherkirchengemeinde in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und somit der ersten Hälfte der Zeit des Bestehens der Gemeinde. In den 20er und 30er Jahren müssen auf diese Weise viele Kinder betreut worden sein. Unsere Gemeinde hat in der Zeit zwischen den Kriegen solche Gottesdienste abgehalten. Es war ein Auffangen - innerlich und äußerlich - der schwächsten und kleinsten Glieder der Nordstadt in der Zeit der Inflation, der Wirtschaftskrise und des Wetterleuchtens in der weltweiten Politik. An dieser Stelle ist es geboten, allen Dank zu sagen, die für die Gemeinde helfende und geleitende Hände ohne Bezahlung bereitgestellt haben, um den Kindern das weiter zu geben, was in einem Bild gezeigt wird, in dem Jesus Christus die Kinder zu sich einlädt, ein Bild, das einmal in der Kindertagesstätte in der Callinstraße hing und nun bezeichnenderweise verschwunden ist. Es bleibt das Verdienst vor allem von Pastor Hake, der sofort nach der Katastrophe des letzten Krieges die Kinder der Gemeinde wieder zu sammeln begann. Wir selbst haben immer wieder Wert auf den Erhalt dieser Einrichtung und deren Erweiterung gelegt, maßgebend dabei blieb aber immer: Träger der Kindertagesstätte war und ist die Lutherkirchengemeinde, d.h., die Botschaft Jesu Christi war und ist der Angelpunkt der hier zu geschehenden Arbeit. Die damaligen staatlichen Stellen haben uns dabei unterstützt, sich aber nicht eingemischt. Gewisse Ideenträger oder Ideologen gingen gegen diese Sinnggebung mit Erfolg an, was sich zum falsches Verständnis der biblischen Botschaft entwickelte. Außerdem wurde die Mitsprache von der

Religion gegenüber gleichgültigen Eltern unerträglich ausgeweitet, obwohl diese ohnehin nur ein äußerst begrenztes Interesse an der Arbeit mit den Kindern hatten.

Dank gilt der Konsequenz, mit der bis etwa Ende der 80er Jahre an den Freitagsandachten und an der Bereitschaft, die Verbindung zur Kirche aufrecht zu erhalten, festgehalten wurde.

Ebensolcher Dank gilt stellvertretend für andere Mitarbeiter der ehemaligen Leiterin, Frau Reulecke, und auch der viel zu früh heimgerufenen Frau Freitag.

Dank gilt ferner der 1974 getroffenen Eilentscheidung zur besserer Ausstattung der Räume des Gemeindehauses. Der Verfasser dieser Zeilen denkt rückblickend noch mit Entsetzen an den Augenblick, wo es nur von seiner Unterschrift abhing, daß 500.000,-- DM für den Umbau freigegeben wurden. Dabei gab es nichts als die bloße Zusage, daß es schon gelingen werde. Aber wir hatten gute und vertrauenswürdige Helfer wie Herrn Johannes und Herrn Fürst, mit denen dann später noch andere Maßnahmen vorgenommen wurden. Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß dieses die erste Handlung war, zu der man als neu eingesetzter Vorsitzender des Kirchenvorstandes förmlich "getragen" werden mußte. Ich bereue das Glas Cognac nicht, das wir nach der Unterzeichnung getrunken haben. Wir sind gut dabei gefahren, und es gelang ohne endlose Sitzungen und Debatten; denn was Verantwortung bedeutete, das brauchte uns niemand zu sagen, abgesehen davon, daß die verfügbaren Mittel dann eben anderweitig verwendet worden wären.

Es ist immer wieder manches für die Kinder getan worden, die man uns anvertraute. Es gab sogar Zeiten, in denen in Not geratene Kinder aus bedürftigen Familien aufgefangen wurden, die bei strikter Befolgung sogenannter "sozialer" Gesetze eindeutig chancenlos geblieben wären.

Die Kindergottesdienste und die damit verbunden Probleme

Irgendwie hat sich in der Praxis der Gemeindegarbeit ein Irrglaube eingenistet, demzufolge junge Pastoren besonders befähigt sein müßten, Kindergottesdienste mit Erfolg zu gestalten. Die Erklärung für diesen "Irrglauben" dürfte allein in der Tatsache des Lebensalters jüngerer Pastoren zu finden sein, sonst nirgendwo. Wahr aber ist, daß der junge Geistliche - vollgestopft mit theologischem Wissen - von der Universität kommt. Wenn er Pech hat, dann kommen die praktischen Übungen erst am äußersten Ende des Studiums vor. Wenn er Glück hat, dann hat er als Kind und noch später die Gelegenheit gehabt, als Kindergottesdienstehelfer überhaupt mit dieser Arbeit zu tun zu bekommen. Pech hatte ich, was die erste Bemerkung des vorherigen Satzes angeht; das andere kam bei meiner besonderen Vergangenheit nicht in Frage.

Kurz: Meine beiden älteren Amtsbrüder übertrugen mir sofort die Durchführung sämtlicher Kindergottesdienste im Jahr, und damit war - vom Urlaub abgesehen - kein freier Sonntag mehr in Sicht. Ich nahm es auf mich; denn es war meines Amtes. Aber ich habe darunter gelitten. Ich bedanke mich hiermit für die Hilfe der damaligen Diakoninnen oder Gemeindegelferinnen, die mich aufgefangen haben, zusammen mit Frau Renate König, Frau Setzepfand,

Frau Matthai und Frau Rennemann. Auch Frau Schulz-Schäfer vergesse ich nicht mit ihrer mütterlichen Art der Betreuung der besonders Kleinen.

Eine weitere Beobachtung drängte sich bei der gemeinsamen Mühe um Erreichung der Kinder für das Evangelium auf:

1. Wo steht es denn geschrieben, daß ein junges Alter eine besondere Befähigung für die pastorale Versorgung von Kindern hergibt?
2. Kann es nicht eher hilfreich für diesen besonderen Dienst sein, wenn jemand ihn wahrnimmt, der selbst durch Familie und damit eigene Kinder mit dem zu tun hat, was ich als das notwendige Maß verstehe, das als Erfahrung erforderlich ist, um diesen Dienst zu tun? Ich für meine Person - und ich denke dabei auch an viele "Anfänger" in meinem Beruf - hatte jedenfalls seinerzeit das Empfinden, daß ältere Amtsbrüder nur zu gern die Arbeit mit Kindern schnell in andere Hände zu legen bereit waren, ganz einfach um sie los zu werden.
3. Spätestens seit Beginn meiner Tätigkeit in der Lutherkirchengemeinde mit ihrer städtischen Eigenart hat sich bei mir das Verständnis dafür entwickelt, daß Menschen, deren Heimstatt Hinterhöfe, Mietskasernen und Straßen sind, ein Recht darauf haben, wenigstens am Wochenende in die Umgebung hinauszufahren - in die Natur mit all ihren Freuden und Abwechslungen. Ich habe mich zunehmend nie dazu überwinden können, auf die Dauer auf den Gottesdienstbesuch der

Kinder zu bestehen. Das galt auch für die Konfirmanden. Mit dem Einspruch gegen diese Meinung mußte ich rechnen und habe es überlebt. Ich habe aber auch erlebt, daß hierbei das Verhalten der Eltern eine entscheidende Rolle spielt, nämlich dergestalt, ob Kinder oder Heranwachsende von selbst den Wunsch entwickeln, nicht auf den Weg zur Kirche zu verzichten. Falsch wäre es jedenfalls, sie allein auf diesen Weg gehen zu lassen und sich selbst davon auszuschließen.

Wege zur Jugend der Lutherkirchengemeinde

Gemeint ist mit der Bezeichnung "Jugend" - jedenfalls im Raum der Kirche - die Altersgruppe der konfirmierten jungen Menschen bis etwa zum Verlassen des Elternhauses, dem Beginn beruflicher Betätigung und Familiengründung. So etwa wird man den Bereich der Jugend bis hin zu den Entwicklungen am Ende der 70er Jahre umschreiben können.

Es ist ein Teil der Menschen einer Kirchengemeinde, der überschaubar ist und kaum wesentliche Veränderungen kennt im Zuzug oder Wegzug ihrer Mitglieder. So etwa stellte sich auch unsere Gemeinde in den 60er Jahren dar.

Hinter uns allen lagen gigantische Versuche von antichristlichen Weltanschauungen, des Mißbrauchs junger Menschen, sei es durch sozialistische, kommunistische oder nationalsozialistische Bewegungen, sei es - und das gilt heute mehr denn je - durch einen hemmungslosen Mißbrauch dessen, was als sog. Freiheit angepriesen wird. Ganz zu schweigen von dem hohen Blut-

zoll, den junge Menschen vieler Nationen in furchtbaren Schlachten während der Kriege entrichten mußten.

Zurückblickend auf dieses alles war es nur selbstverständlich, wenn sich nach dem letzten großen Krieg vor allem die Kirchen um die Jugendlichen bekümmerten, und das in den Gemeinden, auf Kirchentagen oder bei sonstigen kirchlichen Anlässen. Es ging dabei um die Wiederentdeckung unveränderlicher Werte - in der Sprache des Glaubens "Schöpfungsordnungen" genannt. Sicher gab es auch Versuche, Jugend zu sammeln und zu geleiten, wie im Sport, in den Vereinen oder auch in parteipolitischen Zirkeln. Aber hier soll es um das Erzählen über die Arbeit mit der Jugend unserer Gemeinde gehen.

Der ursprüngliche Anlaß meines Dienstantritts hing - es ist bereits erwähnt - mit dem Gedanken an die Übernahme der Jugendarbeit an mich zusammen, und zwar neben den sonstigen, bereits beschriebenen Tätigkeiten des Pastorenamtes. Heute weiß ich, daß dieses Verfahren anfänglich von keinem guten Stern begleitet war. Der Grund für diese Feststellung ist leicht benannt: Ich übernahm die Verantwortung und Leitung der Jugendarbeit. Aber die bereits bestehenden Kreise von jungen Leuten wurden betreut von Pastoren und Mitarbeiterinnen, die ihrerseits mit ihrem persönlichen Stil die Arbeit mit den jungen Leuten prägten. Diese Arbeit beinhaltete zunächst strenge Bibelarbeit und damit verbundene Frömmigkeit und endete bei fröhlicher Gestaltung der Zeit mit Spielen, Musik und Ausflügen. Ich bezeichne dies als typisch evangelisch, weil alles gebunden ist und von einer Person abhängig ist, die lenkt, leitet und begleitet. Unter diesen Umständen waren Konflikte programmiert -

Konflikte zwischen den Trägerinnen und Vertretern. Diese Konflikte wurden oft genug hart ausgetragen. Daß es dabei leider häufig zu regelrechten Feindschaften kam, die nicht mehr das geringste zu tun hatten mit dem Geist der Verbundenheit im Glauben an Jesus Christus, ist nicht verwunderlich. Es wurden Wunden zugefügt, die zwar geheilt, deren Narben aber durchaus noch spürbar sind. Für die von mir verantwortete Jugendarbeit war von Anfang an folgendes erkennbar:

1. Die Jungen und Mädchen waren mehr oder weniger freiwillig zum kirchlichen Unterricht geführt worden. Das war in jedem Fall - bedenkt man das 12. bis 14. Lebensjahr - neben der Schule verbunden mit einigen Opfern an Zeit. Ein noch so guter Unterricht konnte diesen Tatbestand nicht beseitigen. Man vergesse auch nicht, daß diese Kinder zum großen Teil mitten im Reifeprozeß standen, dessen Auswirkungen jedermann bekannt sind. Seit mehreren Jahrzehnten befassen sich theologische Praktiker und Theoretiker mit einer Verlagerung des Unterrichts. Es ist mir unerfindlich, wieso man bislang zu keiner Lösung gekommen ist, wobei sich ein neidvoller Blick in die Praxis der römischen Kirche durchaus lohnen könnte.
2. Ist es nun gut, wenn Jugendarbeit in der Abwandlung der Fortsetzung des Unterrichtes besteht? Ich verneine das entschieden; denn junge Menschen sollten nicht aus ihrer Kirche hinauskonfirmiert werden. Sie sollen im freiwilligen Miteinander zusammen bleiben, ihren Spaß und ihre un-

verfälschte Freude haben und dabei die Verbindung zu dem beibehalten, in dessen Namen sie auf den Weg geschickt worden sind.

Ausgehend von diesen Überlegungen begann ich die Jugendarbeit - trotz manchen Widerstandes, der mich erreichte - und mit welchen Begründungen er vorgetragen wurde! Ich hätte mich sonst verleugnen müssen, und das konnte ich nicht.

An genau dieser Stelle ist der Zeitpunkt gegeben mit besonderem Nachdruck eines Mitarbeiters zu gedenken, der etwa im Jahr nach meinem Dienstantritt ebenfalls den Dienst in und an der Lutherkirchengemeinde begann, und mit dem ich während meiner Tätigkeit von Anfang an verbunden gewesen bin. Längst bin ich mit ihm auch in Freundschaft verbunden. Die Rede ist von Alfons Hüttenmüller, der als Küster, Hausmeister und Büroleiter seit dem 1. November 1965 und noch bislang Dienst tut. Er stand mit einem anderen Bewerber seinerzeit zur Wahl an. Ich habe ihm meine Stimme gegeben, weil er der einzige Mitarbeiter war, der aus der Gemeinde stammt, inmitten einer Mitarbeiterschaft, die durchweg aus anderen Teilen unseres Vaterlandes kam. Von Anfang an wurde mir Alfons Hüttenmüller ein Helfer, wenn es darum ging, den Umgang mit den Hannoveranern zu üben und dabei Hinweise in die richtige Richtung zu geben. Dazu kam seine rückhaltlose Hilfsbereitschaft in der Arbeit mit den jungen Leuten der Gemeinde, und er scheute sich nicht, berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen, wenn er mir diese Hilfe zuteil werden ließ. Seine namentliche Erwähnung in diesem Bericht soll ein ganz bescheidenes Zeichen des Dankes an einen Menschen sein, der nie ein in ihn gesetztes Vertrauen mißbraucht hat und sich auch nie

scheute, bremsend einzugreifen, wenn in der Hitze eines falschen Eifers falsche Entscheidungen drohten. Er hat als sogenannter gebürtiger Nordstädter mit einem sehr vernünftigen und praktischen Sinn für das Machbare mehr für die Gemeinde bewerkstelligt als mancher ahnen kann. Er hatte später das Amt des Gemeindediakons inne und hat sich damit Verdienste und Ansehen weit über die Gemeindegrenzen hinaus erworben. Sein Einfluß ist nicht hoch genug einzuschätzen, er hat mehr für die Gemeinde getan als mancher Pastor. Darum gilt ihm besonders jeder auch nur denkbare Dank!

Eine entscheidende Rolle bei der Jugendarbeit spielten die Freizeiten, d.h. die Veranstaltungen, in denen sich die Jugendlichen in gemischten Gruppen auf den Weg in Jugendherbergen, Naturfreundehäuser und natürlich auch kirchliche Häuser machten. Das geschah an Wochenenden und war mit durchaus erschwinglichen Teilnehmerpreisen möglich. "Aufgefüllt" wurde das zum Leben draußen Notwendige mit großzügigen Spenden von Geschäftsleuten rund um die Lutherkirche. Ortsnamen wie Abbensen, Bissendorf, Wennebostel, Lauenstein oder Nienhagen im engeren oder weiteren Umfeld Hannovers bezeichneten die Ziele solcher Freizeiten, in denen gespielt, gewandert, gesungen und auch getanzt wurde. Es gab mit Sicherheit zu wenig Schlaf, aber doch viel Freude, vor allem mit dem Erlebnis der Gemeinsamkeit verbunden - ohne jeweils eine Entgleisung!

Finnland, Norwegen, Frankreich, Italien, Österreich. Mit diesen europäischen Ländern werden die Ziele markiert, die von den jungen Leuten aus unserer Gemeinde angefahren wurden. Dabei ging es nicht um ein banales Herumfahren: Jede dieser Fahrten

wurde vorbereitet in bezug auf die Kenntnis der Geographie, Landschaft, Geschichte sowie Kultur und Sprache des jeweiligen Landes. Es war immer eine Ausgewogenheit zwischen wirklicher Freizeit und vernünftiger Besinnung auf Land und Leute vorhanden - nicht zuletzt auch im Blick auf religiöse Traditionen. Die Fahrten dauerten in der Regel drei Wochen während der Großen Ferien im Sommer. Erst in den siebziger Jahren mußte von diesen Veranstaltungen Abstand genommen werden. Die Reise-Industrie unserer Republik hatte die jungen Leute als Kundschaft ausgemacht. Die Reiseangebote mit mehr Komfort und billigen Tarifen sprach sie mehr an, so daß eine Weiterführung dieser bestimmt interessanten Freizeiten sich erledigte.

Finnland bot auf einer Helsinki vorgelagerten Schäreninsel mit Namen Lekholmen einen Aufenthalt in Häusern der dortigen schwedisch-finnischen lutherischen Kirche. Es gab die spannende Eisenbahnfahrt von Hannover durch Dänemark bis nach Stockholm mit Besichtigungen dort. Weiter ging es mit dem finnischen Fährschiff über die Aland-Inseln nach Helsinki. Die Unterbringung auf Lekholmen war einfach, die Verpflegung ausreichend und bekömmlich. Neu war das Erlebnis der Mitsommernächte, das das Schlafbedürfnis einschränkte. Als einziger deutscher Sender konnte merkwürdigerweise Saarbrücken während der Nachtstunden empfangen werden, während tagsüber die gewaltige Tonstärke aus dem benachbarten Leningrad selbst die der Finnen übertönte. Apropos Finnen: Da gab es viel Sympathie uns Deutschen gegenüber, die ihre Wurzeln am Ende des 1. Weltkrieges hat, im Gegensatz zur kühlen Reserviertheit seitens der Angehörigen der auch im Lande vorhandenen schwedischen Minderheit. Hierbei gab es natürlich Gesprächsstoff mit den Gastgebern. Ein bißchen Un-

ruhe erfuhren wir in jenen Tagen, als die Sowjets mit der Warnung vor einem deutschen angeblichen Angriff auf Finnland bestehende sowjetisch-finnische Verträge aktivieren wollten. Bei solchen Anlässen macht sich schon der Unterschied bemerkbar zwischen der unbelasteten, weil unbeschwerten Jugend und dem höheren Alter einer leitenden Person.

Aber insgesamt gab es viel zu sehen, und immer konnten sich die einem anvertrauten Mädchen und Jungen ausgiebig ihren Freizeitgestaltungen widmen.

Am Ende einer jeden Reise herrschte immer das Ritual vor: Wehmut und Unlust zur Rückkehr im Gegensatz zum Beginn der Reise, wo das tastende Erforschen des Neuen im Vordergrund stand.

Norwegen wurde dreimal angefahren. Jedesmal waren Jugendherbergen die Unterbringungen, davon einmal in Notodden/Telemarken, zweimal Gjøvik in Oppland. Im Blick auf frühere Kriegsgeschehnisse mußte schon eine bestimmte Ortsauswahl getroffen werden, wobei gute Ratschläge von Freunden vor Augen waren. Es war die Einsamkeit der dortigen Landschaft und die damit verbundene Stille der Norweger. Bei dem selbstverständlich vorhandenen Temperament unserer Jungen war das nicht immer ganz einfach. Einmal mußte ich einem dänischen Touristen gegenüber meine Leute verteidigen. Er hatte nämlich betont, daß wir allen Grund zur Ruhe haben müßten. Ich mußte ihm dann erklären, daß wir alle - auch er - nicht für gewiß Böses in der Vergangenheit verantwortlich gemacht werden dürften. Dies war aber der einzige Vorfall in dieser Richtung, und der kam eben - wie gesagt - nicht aus norwegischem Munde. Aber Anlaß zu Gesprächen über

Gewesenes bot dieser Vorfall schon, wie überhaupt in Oslo z.B. manche Örtlichkeit uns durch Wort und Zeichen auf leider Geschehenes aus der Vergangenheit hinwies. Dennoch: Jene Wochen in Norwegen waren - so denke ich - insgesamt ein Gewinn für alle Beteiligten.

Hier lohnt eine Beobachtung: Unsere jungen Leute, so modern und keß sie sich auch geben, machen manchmal sehr deutlich, daß sie zur Kirche gehören. Das war neu für mich und zugegeben: Es erfreute eben auch das Herz.

Frankreich war ein ausgesprochener Glücksfall, weil hier tatkräftige Hilfe seitens des deutsch-französischen Jugendwerkes spürbar war. Es war ein Glücksfall, was den Aufenthalt in Paris anging und nicht zuletzt auch für den Schreiber dieser Zeilen, weil es eine bescheidene Rückkehr zur Wiederbelebung französischer Sprachkenntnisse aus der Schulzeit bedeutete.

Der Aufenthalt war geteilt: Einmal in einer Schule in Deauville, dem international bekannten Seebad am Atlantik, und dann natürlich in Paris, in einem Schulheim in der Nähe des Gare de Lyon. Deauville war großartig zum Austoben. Von dort aus gab es Fahrten in die Umgebung, beispielsweise in die Normandie mit den Erinnerungen an die Alliierten-Invasion im Jahre 1944 und auch an die Trümmer der Klöster, die durch die französische Revolution entstanden. Und es gab ein wenig französischen Sprachunterricht - in bescheidenem Rahmen dargeboten. Ferner wohnten wir einem deutsch-französischen Gottesdienst mit französischen Reformierten bei, die dort eine verschwindende Minderheit vertreten. Und: Unsere jungen Leute konnten sozusagen hautnah mer-

ken, wie bescheidene eine Kirche zurechtkommen muß, die keine Kirchensteuer kennt, und die dennoch irgendwie das öffentliche Leben mehr oder weniger beeinflußt.

Und dann Paris! Es ist wirklich etwas dran, an dieser Metro-pole, und man kann sich gut ein Leben dort vorstellen. Es ist vor allem die Aufrechterhaltung der Tradition einer großen Nation, die in dieser Stadt auf Weg und Steg erkennbar wird. Da wird nichts verheimlicht oder verdrängt, was auch die dunklen Seiten der Erinnerung ausmacht. Alles steht im Dienst einer Nation, die ganz entscheidend die Geschichte Europas mit geprägt hat. Jedenfalls ist der Besucher dieser Stadt zutiefst von dem beeindruckt, was in ihr zu finden ist, angefangen von den großen Bauten als steingewordene Zeugnisse dessen, was war, bis zum alltäglichen, fast banalen Miteinander der Menschen, die sich in der Metro drängen. So etwas scheint ganz einfach die Toleranz zu sein, die ein solches Leben beherrscht und sich tief eingepreßt hat.

Ferner gab es drei Aufenthalte in Innsbruck in Österreich, einmal erweitert um ein paar Tage in Venedig.

Wie es sich so schickt und findet: Irgendwie bekam man Routine von dieser Art der Jugendarbeit, die dann aber endete - wie bereits bemerkt -, als andere Möglichkeiten dafür geboten wurden.

Innsbruck beherbergte uns in der landwirtschaftlichen Schule in der Reichenau. Überflüssig ist es zu erwähnen, daß es Bergtouren gab, natürlich ungefährliche. Daß Südtirol mit Bozen, Brixen und Meran einige immer wieder angefahrene Stellen bot, be-

darf keiner besonderen Erwähnung auch nicht, daß dort eine Bitterkeit bei den Einwohnern vorhanden ist angesichts der Trennung zwischen Süd- und Nordtirol.

Wie es der Zufall wollte: Wir erlebten sozusagen als "Zaungäste" jenen vielgepriesenen "Prager Frühling", der sich dadurch äußerte, daß für eine begrenzte Zeit die Tschechen nach Österreich zu reisen begannen. Was waren das für fröhliche Begegnungen zwischen ihnen und uns - begleitet durch einen kleinen Hauch von Freiheit. Da gab es keine mitgeschleppte sog. Vergangenheitsbewältigung, deren angebliche Notwendigkeit uns immer wieder von interessierter Seite eingehämmert wurde. Und vor allem: Wir erlebten hautnah die Lüge der Bekämpfung insofern, als es hieß, der "Prager Frühling" müsse beendet werden, weil angeblich deutsche Truppen dort aus dem Westen einmarschieren wollten. Dabei waren es deutsche Truppen mit Hammer und Zirkel, die zusammen mit Polen und Russen jene kurze Freiheit erlebten. Ein Hauch von Geschichte also war es, der uns für ein paar Augenblicke umwehte.

Venedig! Es ist der Traum aller Jungvermählten. Es ist die Leistung einer Kultur, die im Grunde unnachahmlich bleibt. Abgesehen davon, daß man dort auch das Essen von Spaghetti lernen kann, und daß schnell und oft gestreikt wird - und nicht nur dort! - und das ohne tierischen Ernst, ist schon etwas daran, an der geheimnisvollen inneren Verbundenheit zwischen den ehemaligen Kernlanden des Reiches Karls des Großen.

Frohsinn und Feste

Die Jugendarbeit war zu jedem Zeitpunkt getragen von einer fröhlichen Freizeitgestaltung. Gerade im Raume des Lebens einer Kirchengemeinde, in der buchstäblich Leben und Tod, Werden und Vergehen ständig ertragen und geschenkt oder bewältigt werden müssen, gerade also in einer solchen Gemeinschaft von Menschen, darf einfach das Erlebnis froher Stunden nicht zu kurz kommen. Sicher, die jungen Leute sind durchaus nicht vermehrt durch unsere Angebote zur Kirche gekommen, wie manch hämische Stimme seinerzeit anmerkte. Aber irgendwie war doch bei ihnen wenigstens ein Gespür dafür vorhanden, daß Kirche etwas zu tun hat mit manchen Geheimnissen des Lebens oder damit, daß es eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt als das, was unsere beschränkte Vernunft zu erkennen vermag.

Hannover galt seinerzeit als "karnevalistisch absolut unterentwickeltes Gebiet", wie es irgendwann einmal ein rheinischer Anhänger dieser Festivität formuliert hat. Der Schreiber dieser Zeilen kommt aus Erfurt, und Erfurt gehörte jahrhundertlang zum Herrschaftsgebiet des Kurfürstentums Mainz. Seit jener Zeit wird an vielen Traditionen festgehalten, und so eben auch an der des Karnevalfeierns um den Rosenmontag herum. Eben das wurde auch in der Gemeinde praktiziert. Erst als das Mitmachen abnahm, wurde diese Gewohnheit eingestellt, weil es sinnlos ist, mit aller Gewalt an ihr festzuhalten. Dennoch wurde jahrelang vielen Menschen - alten und jungen - damit Stunden der Freude geschenkt, manchmal mitten in einem tristen Alltag.

So denke ich oft an die alljährlichen Feste des Karnevals mit Kostümprämierungen und der zunehmenden Bereitschaft erwachsener Gemeindemitglieder daran teilzunehmen und sich um die Organisation zu kümmern. Daß sich aus dieser Mitarbeit von den Eltern unserer jungen Leute auch wieder eine feste Gruppe bildete, die auf diese Weise die Regie übernahm beim Karneval, beim späteren Gemeindefest und beim Wurstessen, sei dankbar hier erwähnt und ist dem Leben der Gemeinde sehr zugute gekommen. Nein, es war schon ein lebendiges Gemeindeleben damals, und wer dabei abseits stehen blieb, dem war im Grunde nicht zu helfen.

Eine nachdenkenswerte Bemerkung sei hier noch angefügt: Es wurde auch der Versuch gestartet, Jugendgottesdienste zu gestalten mit entsprechender Musik und entsprechenden Vorträgen in Wort und Gesang. Das begann Ende 1965(!) und wurde zunächst begleitet und regelrecht bekämpft aus dem Raum der Amtskollegen und ihrer "Hilfstruppen" bis hin zum damaligen Superintendenten. Ich zögere keine Sekunde, um an dieser Stelle meine Absicht zur Kündigung zu bekunden. Es waren meine liebe Frau und ein paar ganz wenige gute Freunde, die mich festhielten.

Aber als Ergebnis jener Versuche ist das Folgende zu bemerken: Mit solchen Experimenten wird das eigentliche Wesen des Gottesdienstes verlassen. Solche Veranstaltungen entarten trotz allen guten Willens zwangsläufig zu Show-Veranstaltungen, denen der Zwang zu ständigen Neuinszenierungen innewohnt, und deren Ergebnis ebenso zwangsläufig eine zunehmende Langeweile und Gleichgültigkeit ist. Ich habe das klar und schonungslos erkannt und seither - auch nach vielen Diskussionen darüber - auf die Fortsetzung dieser Veranstaltungen verzichtet. Abgesehen

davon wäre es weder finanziell noch personell auf die Dauer durchzuhalten gewesen.

Bernd Ungerer

Es gab auch für uns eine Zeit, in der sich Menschen aus den verschiedensten Berufsgruppen bereit fanden, in den Kirchengemeinden als Mitarbeiter tätig zu werden, und zwar im Bereich der Organisation, der Verwaltung und auch im Besuchsdienst. Es war zu der Zeit - so etwa in den 70er Jahren und später -, in der es die finanziellen Möglichkeiten der evangelischen Landeskirche zuließen, daß diese Mitarbeiter - wenn auch gegen geringes Entgelt - in den kirchlichen Dienst aufgenommen wurden.

"Pfarrsekretärin" oder "Pfarrsekretär" - das war die Berufsbezeichnung dieser Frauen und Männer - und ihr Einsatz kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wie gesagt: Sie kamen aus unterschiedlichen Berufszweigen, brachten somit eine praktische Lebenserfahrung ein und wurden in einer Art "Schnellkurs" auf ihren Dienst vorbereitet. Danach machten sie ein sogenanntes Praktikum bei den Büroleitern in den Gemeinden. Diese "Laufbahn" durchlief auch Bernd Ungerer. Er kam aus dem Merseburgischen bei Halle/Saale, hatte eine Art von kaufmännischer Ausbildung hinter sich gebracht und sich dann für den Dienst als Pfarrsekretär entschlossen. Er lebte bei seiner Mutter, einer Witwe, und es gelang ihm, in unserer Gemeinde in den Dienst aufgenommen zu werden. Er wurde bestimmt von einer guten, religiösen Gesinnung, und er hätte sich um keinen Preis der Welt dazu entschließen können, die Gemeinde zu verlassen. So begann er seinen Dienst bei uns, nachdem er bei Herrn Hüttenmüller sein Praktikum abgeleistet hatte. Seine Entscheidung, bei uns

zu bleiben, wurde insbesondere dadurch geprägt, als das gute "Betriebsklima" die anfallenden Verpflichtungen erleichterte.

Es war zunächst der Dienst am Altar in unserer Kirche, den er mit großer Ernsthaftigkeit und der Würde des Ortes gemäß vollzog. Nicht einen Augenblick hatte selbst der unbeteiligte Zuschauer den Eindruck, daß hier jemand tätig war, der scheinbar bedeutungslose Hantierungen nur so "mit links" abwickelte. Da war alles pünktlich und fein abgestimmt, wie es sich einfach gehört, wenn man in dieser Welt mit heiligsten und darum höchsten Dingen zu tun hat. Dazu paßte die Korrektheit in der Wahrnehmung der Dinge im bürokratischen Bereich der Küsterei, der Kollektenverwaltung und der Führung der Kirchenbücher.

Unvergeßlich bleibt auch, wie schnell er sich in die Betreuung der jungen Leute einschaltete und sehr schnell von diesen akzeptiert und als ihr Freund betrachtet wurde. Dem, der diese Zeilen schreibt, wird es unvergessen bleiben, mit welcher Hingabe und Sorgfalt er Fahrten mit den jungen Leuten organisierte, technisch vorbereitete und mit guten Programmangeboten versah, bis hin zum Einsatz beim Essenkochen und dessen Vorbereitung. Nein, es war schon so, daß die jungen Leute sich bei ihm wohl fühlten und deren Eltern sicher sein konnten, daß ihre Kinder bei ihm gut aufgehoben waren.

Ferner muß an dieser Stelle auch erwähnt werden, wie er entscheidende Beiträge lieferte zur Ausgestaltung der Feste in der Gemeinde und dabei vor allem bezüglich der karnevalistischen Veranstaltungen. Daß für die älteren Gemeindeglieder an jedem Rosenmontag während seiner Dienstzeit eine Karnevalsveran-

staltung stattfand, war allein sein Verdienst. Er motivierte zudem auch andere Helfer dazu. Und - als ob dies nicht ausreichend wäre -: Er vollbrachte das Kunststück, daß die jungen Leute für die Älteren diese Veranstaltungen durchführten, und - so es nötig war - für den Transport der älteren Gemeindeglieder zu den Veranstaltungen sorgten. Das war in der Tat eine seiner großen Leistungen, von der die altgewordenen Menschen in ihrer Erinnerung heute noch zehren, denn auf diese Weise wurde in deren oft traurigem Alleinsein ein Licht der Freude und der Zuversicht hineingetragen, das immer wieder neuen Mut machte.

Ach ja, die Alten! Das war nun wirklich der Bereich, in dem er sich im Laufe der Jahre tummelte und entfaltete. Erwähnt sei unter anderem: Wieviele Fahrten hat er organisiert! Wie fröhlich sind diese Fahrten, Wanderungen, Feiern, Tanzveranstaltungen verlaufen! Wieviele gute, heitere und auch besinnliche Gespräche gab es bei diesen Gelegenheiten! Gelegentlich haben sich die Wirte von den Ausflugslokalen, die wir besuchten, darüber gewundert, daß eine Kirchengemeinde aus so vielen fröhlichen Menschen bestehen kann.

Es stimmt: Bernd Ungerer war ein junger, begeisterungsfähiger Mensch, der buchstäblich auch treppauf, treppab die Menschen dort aufsuchte, wo sie zu finden waren. Er hat auf seine eigene Weise versucht, den Menschen das Geheimnis des gläubigen Vertrauens zu vermitteln - mag es ihm auch manchmal nicht gelungen sein - allein das war sein Ziel! Und dies zählt vor dem, der unser Leben in seinen Händen hält.

Ich erwähnte es bereits: Bernd Ungerer lebte zunächst mit seiner Mutter zusammen. Aber dann bezog er seine eigene Wohnung im Hause Reinholdstr. 19, in dem sich auch Gemeinderäume befinden. Bezüglich seines "Single-Daseins" gab es Überlegungen darüber, ob sich eine Partnerschaft im Laufe der Jahre entwickeln könne. Er überlegte auch, ob er per Fernstudium eine Ausbildung als Gemeinmediakon beginnen könnte. (Das wäre seinem Allgemeinwissen auch entsprechender gewesen.) Aber er sträubte sich zusehends dagegen - bis, ja, bis dem Schreiber dieser Zeilen eine beängstigende Vermutung erkennbar wurde. Bernd Ungerer war von Geburt schwer herzkrank. Beim Baden in Freizeiten wurde aufgrund seiner Narben sichtbar, daß er ganz bestimmt schwere Operationen über sich hat ergehen lassen müssen. Mir wurde dadurch klar, daß er möglicherweise körperlich über seine Verhältnisse lebte. Alarmsignale gab es meines Wissens genug. Ich nahm von meinem Recht der Fürsorgepflicht Gebrauch und versuchte, seine Aktivitäten zu bremsen. Aber es war schon zu spät!

32 Jahre alt war Bernd Ungerer, als das Jahr 1976 - das Jahr der Katastrophe für ihn - kam.

Er starb am 20. Dezember nach einem Jahr äußerst extremer Aktivitäten für seine lieben Alten, an denen er so gehangen hatte. Am Vorabend des Heiligen Abends nahmen wir in der Kapelle des Strangrieder Friedhofs von ihm Abschied. Anschließend brachten wir ihn zum Grab und zur Beerdigung nach Faßberg bei Celle, um dann fröstelnd und hungernd nach Hannover zurückzukehren ohne die Gelegenheit wahrnehmen zu können, unterwegs ein warmes Essen oder einen Kaffee einzunehmen. Wir erlebten wie es ist, wenn "kein Raum in der Herberge" ist und wir erlebten die

kleinkarierte Boniertheit, diesem Jungen eine Trauerfeier in der Kirche zu verweigern, wo er doch so gerne seinem Gott den Gottesdienst auszurichten half.

Am Abend des 24. Dezember 1976 fand um 18.30 Uhr ein ganz stiller Gottesdienst mit einer nahezu gelähmten Gemeinde statt. Der Sohn des diensthabenden Pastors mußte sein Trompetensolo abbrechen, weil er vor Weinen nicht mehr weiterspielen konnte.

Ich fühlte mich verpflichtet, die Geschichte über das kurze Leben von Bernd Ungerer zu erzählen, denn auch mit solchen Erfahrungen muß eine Gemeinde leben. Es ist zudem ein später Dank für das Geschenk eines kurzen Lebens, es ist ein Dank an den, der uns dieses Leben mit seinem Einsatz gab.

Die Grundstücke der Lutherkirchengemeinde - Probleme und Ärgerlichkeiten

"Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir." Dieses Wort steht im Hebräerbrief des Neuen Testaments. Es weist darauf hin, daß die Gemeinde Jesu Christi immer auf dem Wege ist, auf dem Wege durch die Zeit, durch die Geschichte, auf dem Wege durch die Menschen hindurch und auf das Ziel der Heimat, die allein in Gott gegeben ist. Die Gemeinde des Herrn hebt aber nicht ab von der Erde und schon gar nicht von den Menschen, mit denen sie zusammen lebt. Mit anderen Worten: Sie muß für ihren Auftrag auf dieser Erde Räume haben und Grundstücke, auf denen diese Räume mit ihren Häusern stehen. Dies gilt naturgemäß auch für die Lutherkirchengemeinde. Dabei sind ihre Möglichkeiten begrenzt, denn im Gegensatz zu anderen

Gemeinden der Landeshauptstadt - z.B. Hainholz oder Herrenhausen- mußte sie sich immer - obwohl eine der zahlenmäßig größten Kirchengemeinden Hannovers - auf einen kleinen, engen Raum beschränken.

Daher erklärt es sich, daß es eigentlich - nach dem heutigen Stand der Dinge - drei Zentren für die Gemeindearbeit gibt: Die Lutherkirche, die früheren Pfarrhäuser An der Lutherkirche 11 und 12 mit Gemeinderäumen und Mietwohnungen, die Callinstraße 12 mit Pfarrwohnungen und Küsterwohnungen sowie dem Kindergarten. Ferner existieren noch Gemeinderäume in der Reinholdstraße 19, zusammen mit Mietwohnungen neben der Landesfrauenklinik. Zu dem letzt genannten Grundstück ist zu sagen, daß es Anfang der 70er Jahre an die Kanzlei der Evangelischen Kirche Deutschlands veräußert wurde, die ihrerseits - unter Überlassung der genannten Räumlichkeiten - in einem Haus Wohnungen für beamtete oder angestellte Mitarbeiter erstellt hat. Das dazu gehörige Grundstück war in den ersten Jahren nach dem Krieg für die Benutzung als Gemeindezentrum einer noch zu gründenden Kirchengemeinde gedacht. Die bevölkerungsmäßige Entwicklung hat diese Pläne nicht verwirklichen lassen, so daß die seelsorgerische Betreuung für die Lutherkirche verblieb, während die neuen Gemeinderäume für allerlei andere kleinere Veranstaltungen wie Andachten, Erwachsenen- und Seniorenarbeit benutzt werden.

Die Entwicklung hat nicht verhindert, daß sich in zunehmenden Maße - nicht zuletzt bedingt durch gewisse Entwicklungen in der unmittelbaren Umgebung der Kirche - die dort ansässigen Bewohner nach Herrenhausen orientierten, wobei die Angehörigen der Kanzlei der EKD ein nicht gerade rühmliches Vorbild gaben, ganz

zu schweigen, von der inneren Haltung und Ausrichtung der dort wohnenden alteingesessenen hannoverschen Bürger.

Mir ist nicht bekannt, wann die ersten Pläne zur Ausweitung der früheren Technischen Hochschule bedacht wurden, aus der die heutige Universität erwachsen ist. Es muß zu der Zeit gewesen sein, als die staatlichen Stellen allenthalben daran gingen, unter dem Motto "Bildungsnotstand" an unzähligen Orten universitäre Einrichtungen mit einem immensen Aufwand an Kosten und Personal zu errichten, um somit eine umfangreiche Akademisierung der Jugend in Gang zu setzen mit dem Versprechen, daß jeder nach Beendigung seines Studiums in seinem Beruf eine hohe Gehaltsstufe erreichen wird. Daß dabei der Wert des Abiturs bei freier Wahl der Prüfungsfächer auf der Strecke blieb, sei nur am Rand erwähnt.

Auf jeden Fall geriet das Grundstück Callinstraße 26 in den Beobachtungsbereich der Behörden, da es förmlich von landes- und bundeseigenen Grundstücken umgeben ist. Angeblich - vielleicht auch sicher - soll es öffentlich bekanntgegebene Bebauungspläne gegeben haben, in die die Callinstraße 26 einbezogen war. Anscheinend war dies auch den Kirchenvorstehern bekannt, wenn man ganz vereinzelt Andeutungen in dieser Richtung glauben schenken darf. Tatsache jedenfalls ist, daß Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre die Häuser neben der Callinstraße 26 für die Universität angekauft wurden. Damit war die Notwendigkeit gegeben, sich um die weitere bauliche Entwicklung zu kümmern. Bis in den Kirchenvorstand hinein entstand so etwas wie Angst vor der Allmacht des Staates und der Hilflosigkeit der Kirche. Seit dem Regierungswechsel im Jahre 1976 trat dem Kirchenvor-

stand die inzwischen gegründete Niedersächsische Hochschulgesellschaft als Verhandlungspartner entgegen mit der Berechtigung, Angebote für Grundstückstauschverhandlungen zu machen. Dabei handelte es sich um geradezu absurde Angebote, die weder finanziell noch gemeindegeographisch sinnvoll waren. So war z.B. das Hochschulgebäude am Eingang zum Welfengarten Im Moore 25 nicht akzeptabel, weil es am äußersten Rande der Gemeinde lag. Das gleiche galt für mehrere Häuser, die zum Grundstück der ehemaligen Firma Sprengel gehörten. Perfide an der Sache war, daß mit dem angebotenen Preis für die Callinstraße 26 in gar keiner Weise die bereits bestehenden Gebäude an anderer Stelle neu errichtet werden konnten. Perfide war ferner, daß über die durchaus zur Verhandlung stehenden Austauschgrundstücke am St. Nicolai-Friedhof gar nicht gesprochen wurde. Und am schlimmsten war, daß offensichtlich seitens der städtischen Kirchenämter keine Hilfe erwartet werden konnte.

Es zeichnete sich aber ein möglicher Ausweg aus der Situation auf: Man mußte es qua Presse an die Öffentlichkeit bringen. Und siehe da, es funktionierte. Die Gemeinde wurde aufmerksam und das Großartige dabei war: auch Nichtevangelsche oder Katholiken bekundeten auf vielfältige - laute oder leise - Weise ihren Beistand.

Und schließlich: Die Hochschulgesellschaft bat erneut um eine Verhandlung. Sie hatte während der vergangenen Jahre - meistens im Sommer vor den Großen Ferien oder um die Weihnachtszeit - ihre fordernden Schreiben an die Gemeinde gesandt, wobei die Wahl der Weihnachtszeit besonders geschmackvoll war, denn sie ist in besonderer Weise eine Vergewärtigung des alten Themas

in der Weihnachtsgeschichte, demzufolge es in unserer Welt immer wieder keinen Platz geben sollte für das Kommen des Erlösers dieser Welt.

Die Verhandlung über die Callinstraße fand statt, und zwar am 18. Dezember 1980. Dieses Datum wird nie vergessen werden. Da war auf der einen Seite der extreme Druck des Staates bis hin zur Drohung der Einleitung gerichtlicher Schritte zur Enteignung. Und dazu kam die Feststellung: Wir haben den Auftrag der Landesregierung, die Dinge zum Ende zu bringen.

Und genau dies brachte die Wende und die Entscheidung. Es war niemand anderes als der damalige Leiter des landeskirchlichen Amtes für Bau- und Kunstpflege, Dr. Müller, der knapp und klar - und noch dazu als Nichttheologe! - erklärte: "Sie haben einen Auftrag für eine Regierung, die für vier Jahre gewählt ist. Wir haben einen Auftrag, der fast zweitausend Jahre besteht, und für den wir in diesem Teil der Stadt einstehen."

Der Leser dieser Zeilen macht sich keine Vorstellung davon, wie die Wirkung dieser Aussage war. Um es kurz zu machen: Es gab einige dürftige Erklärungen darüber, daß man nichts gegen die Kirche habe o.ä.; aber das Wirkungsvollste war gesagt. Seitdem gibt es keine neuen Regungen mehr auf der anderen Seite. Und welch eine späte Ironie! Uns werden sie wieder zum Verkauf angeboten, jene Häuser in der Callinstraße neben unserem Grundstück Nr. 26.

Arbeiten an den Gebäuden der Gemeinde - eine im Großen und Ganzen bestehende Erfolgsgeschichte

- Wiedereröffnung der Lutherkirche am 1. Advent 1957;
- Erstellung des Gemeindezentrums Reinholdstraße 19;
- Erweiterung und Erneuerung der Kindertagesstätte 1974;
- Zuvor in den 60er Jahren: Erstellung neuer Kirchenfenster;
- 1979 Innenrenovierung der Lutherkirche mit Erneuerung der Orgel durch Beibringung von 30.000,-- DM reiner Spendengelder alter Gemeindeglieder.

Und last, but not least:

- Völlige Erneuerung und Sanierung des alten Pfarrhauses An der Lutherkirche 12 unter der maßgeblichen Leitung von Diakon Alfons Hüttenmüller im Auftrag des Kirchenvorstandes und in Zusammenarbeit mit dem Amt für Bau- und Kunstpflege im Stadtkirchenverband Hannover.

Mit diesen wenigen Worten sei genug gesagt über den Erhalt unserer Gebäude. Der Dank an alle diejenigen, die mit Wort und Tat und vor allem mit Geld und Fürbitte hierbei Hand angelegt haben, sei ausdrücklich betont.

Nebenbei bemerkt: Überflüssig sind die immer wiederkehrenden Überlegungen nach dem Wiederaufbau der Türme und Türmchen der Kirche. Das wurde bereits in den 60er Jahren aus Gründen der Statik und Finanzen verworfen; zudem ist die Kirche so, wie sie

jetzt ist, für die überwiegende Mehrheit der Gemeindeglieder zu deren geistlicher Heimat geworden.

Partnergemeinde

1. "Leipziger Allerlei"

Stattgefunden hat es an einem Vormittag - ich glaube im Sommer - des Jahres 1990. Die Rede ist von einem Gespräch zweier verantwortlicher kirchlicher Mitarbeiter der Lutherkirchengemeinde. Der "Ort der Handlung" war nicht ein fader kirchlicher Sitzungsraum, der ohnehin nichts hergibt für Ideen und Anregungen zur Durchführung praktischer Einrichtungen. Nein; man hielt sich auf an jenem späten Vormittag in einem einfachen Lokal inmitten von Menschen, die sich zur Arbeitspause versammelt hatten, wie das übrigens in vielen Ländern und Gegenden dieser Welt zum Alltag gehört. Das hat nichts zu tun mit sinnlosem Faulenzen oder Sich-Gehen-Lassen, über das die Nasen hochmütig zu rümpfen wären. Hier ist die Rede davon, wie Einfälle entdeckt wurden. Was war dem vorausgegangen?

Die St. Markuskirche in Leipzig, die Kirche, die zur Patengemeinde unserer Lutherkirche gehörte, war infolge der Kriegseinwirkungen gesprengt worden. Dies geschah während der Amtszeit des kommunistischen Tyrannen Walter Ulbricht, dem es sicherlich nur recht war, daß in zunehmendem Maße das Bild der Kirchen aus den mitteldeutschen Städten verschwand, gehörte doch zu seinem traurigen Ruhm, daß die Leipziger Universitätskirche gesprengt wurde. - Dabei muß vielleicht auch die Frage gestellt werden, ob die St. Markuskirche nicht hätte erhalten bleiben können,

denn finanziell wäre es um den Erhalt des Daches gegangen, und die Erhaltung wäre mit Sicherheit möglich gewesen. Angesichts späterer gemeinsamer Anstrengungen läßt sich die Frage nicht umgehen, ob nicht doch manches hätte besser gelöst werden können, wenn der nötige "weltliche" Sachverstand am Werk gewesen wäre. Mir steht es nicht an zu behaupten, daß es auch im Raume der Kirche der helfenden Hände derer bedarf, die praktische Grundkenntnisse zur Erhaltung einbringen, von denen übrigens auch das Neue Testament und die Kirchengeschichte bis heute voll ist. - Es genügt eben nicht das Hantieren mit biblischen Texten, es bedarf - und das kann nicht ausdrücklich genug betont werden - auch der Bereitschaft der Pastoren, Aufgaben zu delegieren und dann den Hilfsbereiten Vertrauen zukommen zu lassen. Das alles hat es in St. Markus offenkundig in keiner Weise gegeben, und so ergab sich für denjenigen, der in diese Arbeit einstieg, ein geradezu erschreckendes Bild des Lebens einer ev.-luth. Kirchengemeinde.

Es fanden örtlich kaum auffindbar die Gottesdienste statt in einem alten, verschlissenen Gebäude der Diakonie, das nicht einmal Eigentum der Kirchengemeinde war. Umgeben war man von alten, hinfälligen Menschen, für deren Betreuung der Staat gerade so eben noch Geld bereit stellte. Es gab einen Kindergarten, der natürlich sonntags außer Betrieb war. In dieser verherrenden Umgebung - was übrigens auch die Häuser in der Umgebung anbetraf - lebten unsere christlichen Mitbrüder und -schwestern buchstäblich am Rande ihrer Existenz. Sie erfüllten damit haargenau das harte Soll der gottlosen Existenz jenes Staates. Diese trostlose Existenz, die hier gelebt wurde, hatte

nichts mehr gemeinsam mit der sprichwörtlichen sächsischen Gemütlichkeit von früher.

Im Gegenteil: Angst, Resignation und Hoffnungslosigkeit waren dort angesiedelt. Mit anderen Worten: Die beiden Diktaturen in Deutschland, die von 1933 bis 1945 und die von 1945 bis 1989 haben wirklich ganze Arbeit geleistet, und es wird lange Zeit brauchen, bis die betroffenen Menschen wenigstens zu einer bestimmten Normalität gefunden haben.

Auch von unserer Seite gab es wenig Mühe, die Beziehungen zu erhalten mit Ausnahme der Treue mancher Gemeindemitglieder, die kontinuierlich Pakete schickten. Erst Diakon Hüttenmüller blieb es vorbehalten, sich eines Tages auf den Weg dorthin zu machen. Ich - als ehemaliger dortiger politischer Häftling - hatte mich vorerst um eine Verbindungsaufnahme gedrückt. Es bedurfte meiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, um gefahrlos die Grenzen passieren zu können, obwohl meine einschlägigen Akten mit entsprechenden Vermerken versehen waren.

Im Jahre 1984 beschloß der Kirchenvorstand der hannoverschen Lutherkirchengemeinde die Bereitstellung von 10.000,-- DM für die räumliche Ausgestaltung eines Kapellenraumes im Pfarrhaus der St. Markuskirche neben dem Platz, auf dem einst die Kirche gestanden hatte. Die oben genannte Summe wurde nicht aus Kirchensteuermitteln bereitgestellt, sondern es waren Kollektenerträge, Geldeinsammlungen von Gemeindefesten sowie anonyme Spendengelder. Mit Empörung muß an dieser Stelle auf die illegalen Versuche, von diesem Geld etwas für Südafrika abzuzweigen, für

das überhaupt keine Mittel mehr bereit standen, hingewiesen werden. Vielleicht hat hier aber die gänzliche Unfähigkeit zur Bereitschaft, die Verbindung zu Menschen zu erhalten, die von uns durch höhere Gewalt getrennt worden waren, eine Rolle gespielt.

Auf jeden Fall hat St. Markus eine Kapelle erhalten, geschaffen durch "Luther in Hannover", eingeweiht im Advent 1984. Ich bin sehr stolz sagen zu können, daß keine kirchliche Behörde daran mitgewirkt hat, sondern nur helfende Hände aus Hannover.

Aber - und damit bekommt die Erzählung über Leipzig eine weitere Note:

Die Friedensgebete, die in der Nikolai-Kirche im Zentrum Leipzigs allmontaglich gebetet wurden, nahmen auch ihren Anfang in der St. Markus-Kapelle.

Und nun komme ich noch einmal zum Anfang der "Leipziger Geschichte": Gesehen und erkannt werden mußte sie schon, diese neue Gottesdienststätte der Markuskirche. Und der rettende Einfall dafür wurde gezeugt in jenem Lokal in unserer Nordstadt nahe der Lutherkirche. Wieder war es Diakon Hüttenmüller, der bei diesem Vorgang eindeutig schöpferisch war - und das im wahrsten Sinne des Wortes. Auslöser war die Reklame einer hanooverschen Brauerei - der Gilde-Brauerei - auf einem Bierdeckel! Genau bei dieser Brauerei wird ein Ausleger mit dem Werbeschild ihres Bieres gedruckt. Wir entschlossen uns - nicht ohne Angst und Zittern! - an die Chefetage dieser Firma zu schreiben, und genau von dort kam die Zusage zur Überlassung eines

solchen Gerätes mit dem Hinweis auf die Kapelle. Es wurde angebracht an einem der verkehrsreichsten Punkte im Zentrum Leipzigs, natürlich ohne Reklame. Überflüssig ist es sicherlich darauf hinzuweisen, daß auf diese Weise keine Kirchensteuermittel verbraucht wurden.

Was war das für eine Freude, als wir diese Dinge an einem Herbsttag des Jahres 1990 am rechten Platz anbrachten. Es war ein Beleg dafür, daß sich unsere Mühen all die Jahre vorher gelohnt hatten, und ferner, daß manche kleine Beziehung zwischen praktizierenden Christen erhalten blieb.

2. "Thüringer Seitensprünge"

Um es gleich vorwegzunehmen: Partnerschaften gab es seit der aufgezwungenen Teilung Deutschlands nach dem Kriege zwischen den westlichen und östlichen Landeskirchen und deren Kirchengemeinden. Dies war auch so zwischen der hannoverschen und der sächsischen Landeskirche. Dazu gehörte auch der freiwillige Verzicht auf einen Teil des Gehalts kirchlicher Mitarbeiter in Höhe der Kirchensteuer zugunsten der Mitarbeiter in den Partnerkirchen. Daß dabei auch ein ständiges Geben und Nehmen über die "kirchenamtlichen" Regelungen hinaus auf rein privater Ebene eine Rolle spielte, sei am Rande vermerkt.

Aus meiner thüringischen Herkunft erklärt sich eine ganz und gar nicht "amtliche" Hilfeleistung, die auch direkt mit der Partnerschaft zwischen Württemberg und der thüringischen Landeskirche nichts zu tun hatte.

Es handelt sich also wirklich um einen "Seitensprung":

Ein alter Erfurter Freund von mir war es, der herausgefunden wurde, so daß eine seit 1954(!) bestehende Verbindung im Jahre 1987(!) wieder aufgenommen werden konnte. Er lud mich nach Unterweißbach im Thüringer Wald, wo er ev. Pfarrer war, ein. Bei den sich dort ergebenden Gesprächen dachte man über dieses und jenes, über Vergangenes und auch über manches kaum zu bewältigende nach. Von seiner Seite wurde um nichts "gebettelt" - wirklich nicht. Aber der Irrsinn der Tatsache, daß es nicht möglich sein sollte, das Dach einer kleinen Kirche mit Schiefer zu bedecken, weil die Erhaltung jener Kirche von der Bedachung, die etwa 10.000,-- DM kosten sollte, abhängig war, dieser schikanöse Irrsinn also, ließ die Zornesröte in unsere Gesichter steigen und nach Wegen Ausschau halten, nach Wegen der Hilfe. Am Rande sei nur erwähnt, daß angesichts publikumsträchtiger Baumaßnahmen, wie sie z.B. an der Frauenkirche in Dresden vorgenommen wurden, viel zu wenig von der stillen Mühe und damit auch einhergehend der Leistung und Hilfe vieler namenloser Pastoren mit ihren Helfern geredet wird.

Zurück zum Wesentlichen: Herr Hüttenmüller mobilisierte hiesige Firmen zur Schieferdachdeckung, für Malerarbeiten und Lieferung von Spezialnägeln. Es handelte sich hier ausschließlich um Sachspenden. Es mußte lediglich ein Tribut gezollt werden an das Handelsministerium in Berlin - aber das versteht sich ja von selbst.

Auf jeden Fall ist eine Kirche als Zeichen des Bekenntnisses zu Jesus Christus auf diese Weise erhalten geblieben, und unsere Lutherkirchengeeinde hat dabei die Hand mit im Spiel gehabt.

Danke! -

"Sie haben in einer schwierigen Zeit für unser Unterweißbach das Notwendige getan. Jetzt liegt es an uns, das Mögliche zu tun und Sie werden sehen: Wir werden das Unmögliche schaffen.

13. Juni 1994

G. Hoffmann".

Soweit die Botschaft der Bürgermeisterin von Unterweißbach aus dem Jahre 1994, gerichtet an alle Helfer dieses bescheidenen Werkes.

Den Leserinnen und Lesern ist sicher nicht verborgen geblieben, mit welcher Freude und Bereitwilligkeit die Partnerschaft mit den Christen "drüben" geübt wurde. Aber dann kamen die Monate und Jahre der Wende 1989/90, die Zeit also, in der das bis dahin gerne geübte Geben und Nehmen regelrecht wegbrach.

Aus einem spontanen Entschluß heraus fanden Ende 1989 die ersten Fahrten von "drüben" nach hier statt, dann endete die Reihe der Verbindungen von dort nach hier. Unzufriedenheit machte sich drüben breit, Unzufriedenheit darüber, daß man dort nicht schnellstens auf die gleiche Stufe des Wohlstandes gekommen war wie in Westdeutschland. Und schließlich waren die lange entbehrten Reisemöglichkeiten wichtiger als die Fortführung von Verbindungen in Zeiten der Not und Unfreiheit.

Wieder also erwies es sich, wie schnell die Not zusammenzwingt, mehr als der Wohlstand.

Somit war die Zeit der Partnerarbeit eine geschichtliche Episode im Leben der deutschen evangelischen Kirchengemeinden, die eben ihre Zeit hatte, und die zu Ende ging, wie so vieles im Leben der Menschen. Sinnlos war es nicht, was getan wurde - es gehörte zum Plan desjenigen, in dessen Hand wir uns befinden. Deshalb ist Bitterkeit darüber nicht angebracht, denn wir waren Werkzeuge und haben uns daran erfreut.

Ökumenische Gehversuche

An Anfang passierte dieses: Vor der Einführung eines neuen Pastors im September 1964 wurde der neu Einzuführende vom zuständigen Kirchenvorstandsvorsitzenden danach gefragt, wen dieser als Gast einzuladen gedenke. Gemeint waren Verwandte und vielleicht auch Freunde. Aber als es um die Einladung des zuständigen katholischen Nachbargeistlichen ging, da wurde diese Bitte mit einer lapidaren Wegwerfbewegung vom Tisch gewischt. Dabei brachte der neue Einzuführende eine anderswo, zum Beispiel aus Westfalen, geübte Praxis mit, derzufolge das Miteinander beider Kirchen bei vielen gegebenen Anlässen einfach selbstverständlich war. - Nein! - so verfuhr man hierzulande nicht. Es mußten erst eine ganze Reihe von Jahren ins Land gehen, um zueinander zu finden, und dies geschah seit dem II. Vatikanischen Konzil von Papst Johannes XIII. einberufen, und von praktizierenden Christen beider Konfessionen intensiv geübt. Pfarrer Friedo Möller und sein Nachfolger Schulz begannen dieses "Miteinan-

der". Es wurde Theologie betrieben, und es gab auf der Ebene der Männer- und Frauenvereine eine Fülle von Veranstaltungen, die ganz gewiß nicht eine heimliche Missionierung nach der einen oder anderen Richtung bezweckten. Im Gegenteil! Wenn man sich vor Augen hält, daß in der römisch-katholischen Pfarrkirche St. Maria in der Marschnerstraße die Grabplatte des im vorigen Jahrhundert wirkenden katholischen Politikers Ludwig Windthorst, des Gegners von Bismarck, plaziert ist, daß also Martin Luther und Windthorst als Gegenprobe der beiden großen deutschen christlichen Bekenntnisse sich als Repräsentanten im kleinen Bereich der Nordstadt gegenüber standen, dann ahnt man in etwa etwas von der Geschichte unseres Landes, die insofern einzigartig ist, und dieser Bedeutung für die ganze Welt. Der Zufall will es, daß wir in diesem Jahr der 350jährigen Wiederkehr des Gedächtnisses des Westfälischen Friedens von Münster und Osnabrück gedenken, der den verheerenden Dreißigjährigen Krieg auf deutschem Boden ein Ende bescherte.

Was sich seither nicht änderte, das waren die unveränderten verschiedenen Inhalte katholischen und protestantischen Lebens. Wir erkennen dies an den Formen der Frömmigkeit in ihrer unterschiedlichen Ausprägung in beiden großen Bekenntnissen und auch in den Unterschieden des Denkens auf allen Gebieten des Lebens, ob es sich auf die Politik bezieht oder auf die Wirtschaft, auf die Kultur oder die Schulbildung.

Eines aber muß entschieden abgelehnt werden! Es ist das ewige Gerede davon, daß das Festhalten an den Unterschieden des Glaubens eine Sache des Mittelalters sei. Dies stimmt nicht. Das Mittelalter stand für geistige Einheit im europäischen Raum.

Aber mit der Reformation wurden die Türen weit geöffnet zur Vielfältigkeit und damit zur Freiheit oder zum "Pluralismus", wie wir heute zu sagen pflegen.

Es war Martin Luthers Erkenntnis aufgrund seiner Erforschung der Bibel, wonach der Mensch - und zwar jeder einzelne Mensch! - ganz allein vor Gott steht und vor ihm stirbt, und daß niemand ihm das abnimmt außer der Person Jesu Christi. Damit hört die Heiligenverehrung auf, und damit endet die Rolle, die die Kirche dem Menschen gegenüber beansprucht, sei es durch die Beichte, sei es durch den Priester, sei es durch die Regelung des Glaubens kraft des Amtes des Papstes in Rom. Der Mensch steht allein vor Gott, und nur Jesus Christus steht ihm bei, und damit muß er sozusagen über die Runden kommen. Das ist wenig, aber es ist zu bewältigen. Es kommt nur darauf an, daß der Mensch in seinen Gedanken an seinem Herrn festhält und nicht versucht, ohne die Gegenwart des Herrn auszukommen.

Das ist zutiefst zeitgemäß und kann gelingen! Deshalb ist das gepredigte Wort des Evangeliums der unverzichtbare Bestandteil des evangelischen Glaubens, deshalb ist und bleibt die Predigt immer das Zentrum jedes evangelischen Gottesdienstes. Diese Predigt muß äußerst gut vorbereitet sein, sonst geht die Bedeutung dessen, was die evangelische Kirche ausmacht, verloren. Nicht ohne Grund hat die römisch-katholische Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil in den 60er Jahren die Bedeutung der Wortverkündigung neu entdeckt und deren Wiederentdeckung auf ihre Fahnen geschrieben.

Gemeinsame Predigt- und Gebetsgottesdienste, stark von evangelischen und katholischen Christen unserer beiden Gemeinden besucht - wurden in beiden Gotteshäusern gefeiert. Gemeinsame Trauungen wurden je nach Wunsch der Hauptbeteiligten vollzogen. Gemeinsames Nachdenken über die Fragen des Glaubens war an der Tagesordnung. Dies alles wurde gewissermaßen umschlossen von der tiefen inneren Bereitschaft der Geistlichen beider Gemeinden. (Zu einem späteren Zeitpunkt wurde daraus eine richtige Männerfreundschaft.)

Am Anfang sprachen wir von Gehversuchen. Es blieben auch nur Versuche. Sie haben nicht lange fortgedauert - aber sie haben das Leben beider Gemeinden verschönt und "gewürzt". Wir wollen dies nicht vergessen.

Planstellen- und Personalveränderungen

Beginn von Einsparungen

Im Jahre 1970 trat eine neue Wahlordnung für die Kirchenvorstände in der hannoverschen Landeskirche in Kraft. Aufgrund dieser neuen Wahlordnung können alle Kirchenglieder ab dem 18. Lebensjahr wählen, während bis dahin die Wähler vorher eingetragen werden mußten. In der Lutherkirchengemeinde gab es zum ersten Male Wählerinitiativen, die erfolgreich auftraten und auch das Bild der Kirchenvorsteher veränderten. Auch Nicht-Pastoren konnten Vorsitzfunktionen übernehmen, und genau das geschieht bei uns nun auch.

Neuer Vorsitzender wird Herr Diakon und Verwaltungsrat Voigtmann, so daß ein erfahrener Kirchenbeamter die Gemeindeleitung

übernimmt, die wirklich bei ihm in den besten Händen liegt. Nach drei Jahren jedoch, also nach Ablauf der ersten Hälfte der sechsjährigen Amtszeit des Kirchenvorstandes, tritt der Vorsitzende zurück, weil er beruflich anderweitig gebunden ist und die laufenden Angelegenheiten der Amtsgeschäfte nicht wahrnehmen kann. So übernahm ich den Vorsitz, und dies in hervorragender Zusammenarbeit mit Herrn Voigtmann, der übrigens auch öfter Predigtgottesdienste stellvertretend zu übernehmen beginnt.

Das besonders dankenswerte Verdienst von Herrn Voigtmann besteht in der baulichen Einrichtung von Gemeinderäumen für Erwachsenen- und Seniorenarbeit in der Reinholdstraße, einem Grundstück der Lutherkirchengemeinde, das der ev. Kirchenkanzlei für Deutschland überlassen wird, die ihrerseits Wohnungen für Leitungspersonlichkeiten erstellt und dafür eben der Gemeinde die Räume überläßt. Auf diese Weise kann Gemeindegarbeit in jenem abgelegenen Gemeindeteil ermöglicht werden.

1973 verläßt Pastor Fuchs aus Altersgründen die Gemeinde; sein Nachfolger wird Pastor Horst Bethke bis 1981. Pastor Schneidewind muß 1979 aus Alters- und Gesundheitsgründen den Dienst beenden; sein Nachfolger wird ab 1981 Pastor Lankenau - bis 1991, und dazwischen liegt eine kurze Amtszeit von Pastor Heider von 1983 bis 1984.

Zwei Gemeindegelferinnen, Frau Stockhaus und Frau Heinrich sind für kurze Zeit im Dienst gewesen, und Frau Herr ab 1994 als Organistin.

Alles in allem läßt sich sagen, daß eine regelrechte Personalveränderung am Ende des Jahrhunderts um sich gegriffen hat.

So sind seit 1994/98 die neuen Pastoren Schwarzrock und Gundlack im Amt. Als Gemeindesekretärin amtiert Frau Christel Happeck zugleich mit dem Recht auf Wortverkündigung; und der Leiter der Kindertagesstätte ist Herr Fuchs.

Ich wurde Ende August 1994 genau 30 Jahre nach Dienstantritt verabschiedet, während Diakon Hüttenmüller Ende Oktober 1998 seinen Dienst beenden wird.

Liebe Leserin!

Lieber Leser!

Wir sind mit unseren Erzählungen und Berichten aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums der Lutherkirchengemeinde am Ende angekommen. Manches wurde berichtet, vieles wurde dabei auch vergessen, und nicht wenig wurde mit Absicht und aus Anstand einfach beiseite gelassen.

Was dabei auffällt, ist die Tatsache, daß der Zeitraum der 100 Jahre des Bestehens der Kirchengemeinde fast auf das Jahr genau auch dem Zeitraum des letzten Jahrhunderts des zweiten Jahrtausends entspricht. Wer Augen hatte zu lesen und nachgedacht hat, dem wird deutlich geworden sein, daß sich unsere Lutherkirchengemeinde total verändert hat.

Sie begann mit der alten Tradition der überschaubaren und geschlossenen Gemeinde, die auch irgendwie deckungsgleich war mit

der normalen bürgerlichen Gemeinde. Sie begann damit, daß z.B. die zehn Gebote gültig waren und blieben, auch bei den Menschen, die sonst nicht am kirchlichen Leben teilnahmen. Aber in diesem letzten Jahrhundert des zu Ende gehenden Jahrtausends gab und gibt es die schleichende und unaufhaltsam um sich greifende Säkularisierung des menschlichen Daseins in allen Bereichen, die Öffentlichkeit nimmt immer weniger Kenntnis von der Existenz des christlichen Glaubens. Das ganze Gegenteil ist der Fall: Im Namen einer falsch verstandenen Toleranz entsteht eine tödliche Gleichgültigkeit dem Glauben gegenüber, und dazu gehört eine weitgehende Anerkennung anderer Religionen, repräsentiert durch Gast- und Fremdarbeiter in unserem Lande.

Die Einrichtungen der Kirchen werden nur noch gebraucht als Sozialeinrichtungen oder zur Vorbereitung bestimmter politischer Meinungen, so daß es nicht mehr als nötig empfunden wird Mitglieder einer Kirchengemeinde zu sein.

Heiligkeit und gottesdienstliche Feier werden kaum noch als wichtige Dinge begriffen. Kein Wunder, wenn die Person Jesu Christi nur noch als Revolutionär verstanden wird, ohne daß man sich durch die biblische Botschaft daran erinnern läßt, daß er einen ganz bestimmten Auftrag hatte, und daß dieser Auftrag in der Verkündigung des Namen Gottes in aller erster Linie bestand.

Daß der Weg der Kirche immer auch aus Irrwegen bestand und jetzt auch wieder daraus besteht, daran ist kein Zweifel. Aber es bleibt dabei, daß immer noch der 7. Artikel der Augsburgerischen Bekenntnisschrift aus dem Jahre 1530 Gültigkeit besitzt,

der da lautet: "Die Kirche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß gereicht werden."

Ich ergänze dazu diesen: Wo das nicht geschieht, vergessen oder vernachlässigt wird, gibt es keine Kirche mehr, und verliert auch die Lutherkirchengemeinde in Hannover ihre Existenz.

Beten wir also dafür, daß uns das Wichtigste, eben erwähnte erhalten bleibt, und halten wir uns nicht für zu "altmodisch", unserem alten Glauben treu zu bleiben und dem die Treue zu halten, der uns geschaffen hat, und in dessen Namen wir gesegnet worden sind.

Damit soll nun ein Ende sein mit dieser kleinen Schrift. Sie ist eine Art der Abstattung des Dankes für alles, was in ihr erlebt wurde und an dem, der helfend dabei begleitete.

Gott segne unsere Gemeinde und erhalte sie!